Jenseits des Oceans.

Beiträge
zur Kunde amerikanischen Lebens.

IV.

R. G. Mason.

Mexikanische Bilder.

Erster Theil.

Dresden,
Rudolf Kuntze.
1853.

Mexikanische Bilder

von

R. G. Mason.

Aus dem Englischen

von

M. B. Lindau.

Erster Theil.

Dresden,
Rudolf Kuntze.
1853.

Vorwort.

Der Verfasser bereiste Mexiko in den Jahren 1848 bis 1849, und hatte Gelegenheit, in verschiedenen Bezirken mannigfache, auf Volk und Land bezügliche Thatsachen zu sammeln, die, wie er glaubt, seither zum Theil unbekannt gewesen sind, sich aber, wie er den Leser versichert, von welcher Art ihr Werth auch sein möge, sämmtlich auf eigene Anschauung und sorgfältige Forschung gründen.

Die „Mexikanischen Bilder“ sind mit charakteristischen Erzählungen und Anecdoten verwebt, welche die Gewohnheiten und Sitten des Volkes vielleicht treffender und lebendiger schildern, als bloße Beschreibungen dieß vermögen. Diese Erzählungen stützen sich nicht nur auf Thatsachen, sondern gehören zum größten Theil in den Bereich der persönlichen Erfahrungen des Verfassers, und er hat es hier und da versucht, die Redeweise nachzuahmen, in welcher

sie von den Mexikanern würden erzählt worden sein. Für seine Angaben ist er allein verantwortlich, da er, allgemein statistische Bemerkungen ausgenommen, die aus den zuverlässigsten und neuesten Nachrichten zusammengestellt sind, keine gleichzeitigen Berichte benutzt hat.

Um sich einen allgemeinen Begriff von dem Lande zu verschaffen, und das Leben in allen Farben und Schattirungen kennen zu lernen, besuchte der Verfasser bevölkerte Städte wie wilde entlegene Gegenden, und die nachstehenden Bilder umfassen Scenen aus der Hauptstadt, wie aus schlichten unbedeutenden Dörfern, aus den Prairien und Gebirgen, aus den Wohnungen der Reichen und Vornehmen, und aus den elenden Hütten der Indianer, wie es mit einem Worte des Verfassers Bestreben gewesen ist, das Leben und den Charakter aller Klassen des Volkes, der Priester und Léperos, der Jäger und Bergleute, der Farmers und Indianer, der Beamten und Lastträger zu veranschaulichen.

I.

Einleitung.

Beschaffenheit des Landes. Seine verschiedene Temperatur. Hauptstädte. Häuser. Gesellschaftliche Zustände. Macht und Einflüsse der Priester. Die mittlen und und unteren Klassen des Volkes. Die höheren Stände. Trachten. Mineralien und Pflanzen. Vera-Cruz. Weg nach Xalapa. Stadt und Vorstädte. Prächtiges Schauspiel. Puebla.

Mexiko ist ein Land, das dem Europäer, der es besucht, im Allgemeinen einen überraschenden eigenthümlichen Anblick bietet; die plötzlichen Veränderungen seines Klimas und seine unebene vulkanische Beschaffenheit, seine üppigen Erzeugnisse und seine reizenden Landschaften vereinigt mit der malerischen Erscheinung eines Theiles seiner Bewohner und dem wilden Aussehen der übrigen fesseln im hohen Grade die Aufmerksamkeit, während der versunkene Zustand seiner ganzen Bevölkerung dem einsichtsvollen und menschlich fühlenden Beobachter reichen Stoff zum Nachdenken bietet.

Mexiko wird von der Natur in drei durch ihre Temperaturverhältnisse von einander sich unterscheidende

Theile getheilt, — in die tierras calientes oder heißen Gegenden, größtentheils an der Küste gelegen, in die tierras frias oder kalten und die tierras templadas oder gemäßigten Gegenden, in welchen das Thal und die Stadt Mexiko liegen.

Die Atmosphäre der tieferen Bezirke, namentlich in der Nähe der Seehäfen, ist äußerst ungesund und die Fieber-Malaria fordert jährlich zahlreiche Opfer, aber die Luft der Hochebenen ist gesund und belebend und so durchsichtig, daß man mehre Meilen entfernte Gegenstände genau erkennen kann.

Es gibt in diesem Staate mehre schöne mit prächtigen Kathedralen und großen öffentlichen Gebäuden ausgestattete Städte, von welchen Mexiko und Puebla in den mittleren und Durango, Zacatecas und Guanajuato in den nördlichen Bezirken die bedeutendsten sind. Die Häuser sind gewöhnlich in der Gestalt eines Vierecks um einen „Patio" oder Hofraum gebaut und enthalten im Erdgeschoß die Geschäfts- und Wirthschaftsgemächer und einen großen Thorweg. Die Zimmer in dem oberen Stockwerke sind die anständigsten und die „Azotea" oder das flache Dach — ebenfalls eine Eigenthümlichkeit der bessern Häuser — gewährt nach Sonnenuntergang einen angenehmen Aufenthalt. Für ein Auge, das sich noch nicht daran gewöhnt hat, ist die Farbe der Gebäude und ihres Materials eine auffallende Erscheinung; geringere Häuser sind häufig nur aus Adobe-Ziegeln, an der Sonne getrockneten Lehm*),

---

*) Von dem alt-ägyptischen Worte „Adaub," das die Spanier von den Mauren entlehnten. L.

gebaut und die äußeren Wände mit allerlei grellen Farben, roth, blau und gelb, übertüncht.

Der gesellschaftliche Zustand ist im ganzen Lande sehr ungleich und unsicher und es hat in Folge dessen nicht an rebellischen und kriegerischen Kundgebungen gefehlt.

Eingeborene, unwissende und anmaßende Priester der römisch-katholischen Kirche üben eine despotische Herrschaft. In keinem Lande offenbart sich ihr verderblicher Einfluß deutlicher als hier und unter ihrer Leitung nimmt der Aberglaube seine drückendsten und nachtheiligsten Formen an.

Die eigentliche Mittelklasse der Gesellschaft ist so unwesentlich, daß es zwischen glänzendem Luxus und schmutzigem Elend kaum ein vermittelndes Glied gibt, und Hilflose und Verlassene erfreuen sich nicht der geringsten Fürsorge. Arme halbnackte Indianer bilden die zahlreichste Klasse der Bevölkerung; sie leben hilflos und träge in elenden aus Rohr, Lehm und Binsen erbauten Hütten und es ist gegenwärtig wenig Aussicht auf eine Verbesserung ihrer Lage vorhanden.

Männliche und weibliche „Léperos" — nur spärlich mit Lumpen bekleidete Geschöpfe, die ihre Glieder verbinden, um Krankheiten zu erheucheln — versperren die Straßen der Städte und sprechen fortwährend das Mitleid und die Mildthätigkeit der vorübergehenden Fremden an. Die Landstraßen und Gebirgswege und selbst die in die Hauptstadt führenden Durchfahrten werden von Schaaren berittener „Ladrones" (Räuber) so unsicher gemacht, daß man ohne hinreichende Bewaffnung diese Wege nicht betreten darf. Die Postwagen wer-

den sehr häufig von diesen Räubern angehalten und ausgeplündert.

Die höheren Klassen der mexikanischen Bevölkerung stammen von den Spaniern ab, die sich vor der Revolution im Lande ansiedelten; die übrigen sind Mischlinge und eingeborene Indianer. Die Männer sind meistentheils klein und schwächlich und an Geist eben so träge und kraftlos wie am Körper.

Die Frauen haben häufig anmuthige, wenn auch etwas stumpfe Züge und kleine Hände und Füße; ihr Haar fällt in langen Locken bis auf die Taille herab oder wird in mehrfachen Flechten aufgeknüpft. Sie schmücken sich gern mit bunten Röcken und Geschmeide. Ein baumwollener Reboso, eine Art Mantilla, (Baumwolle wird in diesem Lande höher geschätzt als Seide) ist ihre beliebteste Kopfbedeckung; Strümpfe findet man nur an den Füßen vornehmer Modedamen. Die Herren tragen gewöhnlich eine Sammet-Jacke mit silbernen Knöpfen, einen Sombrero oder breitrandigen Hut, eine Schärpe, aufgeschlitzte Beinkleider und den malerisch über die Schultern geworfenen „Serape" oder Mantel. Bei geringeren Leuten findet man jedoch selten mehr als ein schmutziges Hemd, ein Paar schmutzige Beinkleider und eine grobe Decke oder in Ermangelung dieser, einen langen aus geflochtenen Binsen gefertigten Mantel.

Die Silberbergwerke in den nördlichen Gegenden sind sehr ergiebig und ihre Bearbeitung hat schon manchem Unternehmer fürstlichen Reichthum gebracht. Von Seiten der Regierung wird der Bergbau durch ziemlich weise und gerechte Gesetze geregelt und den

Privatgesellschaften, welche sich damit beschäftigen, zweckmäßig erleichtert. Man hat auch einen nicht unbedeutenden Reichthum an Gold, Kupfer und anderen werthvollen Metallen entdeckt.

Von wilden Thieren größerer und mächtigerer Art, ist Mexiko ziemlich befreit, obgleich die nördlichen Prairien von zahlreichen Schaaren rother Wölfe heimgesucht werden und die Wälder an den Ufern der Flüsse sehr reichlich mit Schlangen und gefährlichen Insekten versehen sind.

Hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Früchte, der Pflanzen und Bäume können sich nur wenig Länder mit Mexiko vergleichen; während man in einigen Bezirken die Eichen und Fichten kälterer Regionen findet, prangen in anderen die Erzeugnisse tropischer Himmelsstriche in vollster Ueppigkeit. Die Baumaloë erreicht hier ihre volle Reife und ist einer der werthvollsten Handelsartikel; Chile (indischer Pfeffer), Frijoles (Bohnen) und Mais werden reichlich erbaut, ebenso Zucker und Tabak. Wohlriechende Sträucher und Blumen schmücken Wald und Garten und unter letzteren sind besonders die mexikanische Convulvula, die Wolfsbohne und Rose zu erwähnen. Außerdem werden die hier gedeihenden europäischen Früchte, die Traube, die Pfirsiche, die Birne und Orange an Vortrefflichkeit nur durch die köstlichen, in dem Lande heimischeren Tunas, Cherimoyas, Goyavas, Ananas und Granaditas übertroffen.

Aber vielleicht erkennt man die mannigfaltige und schöne Natur dieses Landes am Beßten aus einer

kurzen Beschreibung der Reise von Vera=Cruz — des großen Hafens im Golfe von Mexiko — nach der Hauptstadt.

Der Reisende ist gewöhnlich eifrig bemüht, Vera=Cruz so schnell als möglich zu verlassen, denn da es sehr tief und unter einer tropischen Sonne liegt, so ist die größte Sorgfalt und Vorsicht nöthig, wenn man auch nur bei kurzem Verweilen dem gefährlichen und oft tödtlichen Einflusse der hier herrschenden Fieberluft entgehen und gesund bleiben will. Nachdem man daher die Kirchen und öffentlichen Gebäude besucht und sich eine carta del seguridad, einen Reisepaß in's Innere verschafft hat, schließt man sich gewöhnlich einer bewaffneten Schaar von Kaufleuten und Arrieros (Fuhrleuten oder Maulthiertreibern an) um in ihrer Gesellschaft nach dem Thale von Mexiko zu reisen. Man reiset auf diese Weise weit sicherer als im Postwagen, obgleich es in allen Fällen nöthig ist sich mit Flinten, Messern und Pistolen zu bewaffnen, um auf einen räuberischen Ueberfall auf den gefährlichen Wegen gehörig vorbereitet zu sein.

Die erste große Station, nachdem man den Hafen verlassen hat, ist Xalapa — der Garten des Landes — wohin die Bewohner der Küste häufig ihre Zuflucht nehmen, um dem in ihren Gegenden herrschenden Fieber zu entrinnen. Obgleich der Weg durch das Besitzthum des Santa Anna führt — man kommt an seiner alten Hazienda vorüber — so hat doch die Gegend im Ganzen einen sehr wilden Charakter. Sobald die Meeresküste dem Blicke entschwindet, ist das veränderte Ansehen der Gegend im höchsten Grade über=

raschend; die Berge erheben sich über das tropische Laubwerk und den Horizont begränzen schneebedeckte Gipfel.

An der Seite des Weges dehnt sich scheinbar ohne Ende ein aus düsteren Bäumen bestehender Wald hin, der mit prächtigen Blumen und Sträuchern geschmückt ist. Dann erscheint eine Gegend von vulkanischer Bildung — steil, öde und unregelmäßig, welcher Bezirke folgen, wo vorzugsweise die Maguey-Pflanze oder Baumaloe und der Chile-Pfeffer gedeihen. Der Reisende erklimmt hierauf mit nicht geringer Mühe und Beschwerde die steilen und rauhen Gebirgspfade, wo er eine Zeit lang von der äußeren Welt völlig abgeschlossen zu sein scheint. Dann erreicht er einen anderen Wald, der in noch schönerer Blüthe prangt als der vorige, dessen Bäume grüner und dessen Sträucher duftiger sind, während die ganze Gegend einen frischeren und erquickenderen Anblick gewährt.

Von einer felsigen Höhe hinabsteigend, wo fortwährend ein dichter blauer Nebel schwebt, bemerkt man unterhalb eine überaus schöne Wirkung der Sonnenstrahlen, wobei die Scheidelinie zwischen dem Sonnenschein und den Wolken deutlich sichtbar ist. An einem Punkte der Felsen sieht man, indem der Blick so weit als möglich nach dem Horizonte zurückschaut, den mexikanischen Meerbusen im glänzendsten Lichte schimmern. Endlich erscheint Xalapa; die halbverdorrten Bananasfeigenbäume weichen prächtigen, frischen Palmen; an die Stelle der dichten trockenen Vegetation tritt ein üppiges, thauiges Kräuterwerk und die Be-

wohner des Bezirkes erscheinen hübscher, besser gekleidet und gebildeter.

Die Stadt Xalapa rechtfertigt die kühnsten Erwartungen. Ihre Häuser sind luftig und gesund und stehen von prächtigen Bäumen umgeben, auf malerischen Hügeln. Die weiblichen Einwohner sind liebenswürdig und gebildet, und Sittlichkeit und Religion stehen in hoher Achtung. Am meisten fühlt sich jedoch der Reisende von den Reizen der Landschaft gefesselt. Wie ein Meer flüssigen Ambers sich ausdehnende mit üppigen Bananasfeigen und schattigen Palmen geschmückte Wälder, Mezquiten-Haine und Cypressen-Bäume, Tuna-Sträucher und Orangen-Gebüsche, Fluren von rothen und blauen, purpurfarbigen und gelben Blumen, in harmonischer Verwirrung zusammengedrängt und volle Büschel hangender Blüthen, schön an sich, doppelt schön als die Verkündiger goldner Früchte, gewähren einen bezaubernden Anblick! Kaum weniger schön sind die buntgefiederten Vögel, die Papageien und Fasanen, die Kakatus und Kolibris, deren prächtiges Farbenspiel im Sonnenlichte schimmert, indem sie unter den Zweigen herumflattern. Die reifen und aufbrechenden Früchte — die Cherymoyas und Granaditas, die Ananas, die Weintrauben, Aprikosen, Mammais, Goyavas, Tunas, Nüsse und Sapotes — alles vereinigt sich zu einem Anblicke, der selten seines Gleichen finden wird — den man nie vergessen kann.

Jenseit dieses Paradieses führt der Weg zu einer solchen Höhe empor, daß der Reisende in den Wolken zu wandern scheint, während hier und da düstere Fichten, vulkanische Lager, wilde Schluchten und ungeheuere

Felsen den Saum des Pfades bilden. Bald erscheinen die Dörfer La Hoya und Las Vigas und nachdem man die Berge Orizaba und Tepiacualca überwunden, öffnet sich die große Ebene von Perote. Der Weg nach Perote führt von hier aus durch eine Gegend, die wegen der vielen Räuber, welche hier ihr Wesen treiben, berüchtigt ist und die Stadt selber gilt für den verrufensten Ort in ganz Mexiko.

Die nächste Station ist Puebla, die zweite Stadt der Republik, schön gelegen, reinlich, gesund und freundlich. Jetzt erscheinen die Berge, welche das prächtige Thal von Mexiko umschließen, und indem der Reisende den zwischen ihren Gipfeln liegenden Weg erreicht, wird sein Blick von einem neuen reizenden Bilde gefesselt. Breite Seen, die hier und da in der Ferne funkeln, geben der Aussicht Glanz und Leben, während anderswo Cypressen- und Fichtenhaine der Landschaft den Reiz der Ruhe verleihen. Ueppige hellfarbige Getreidefelder und Weiden bilden einen lebendigen Contrast gegen die langen Abhänge und vulkanischen Bergrücken, während Chile-Umhägungen und Bohnenfelder das etwas düstere Ansehen der Maguay- oder Agove-Pflanzungen mildern. Als Krone des Ganzen erscheint endlich, nachdem der Reisende vielfache Mühen und Gefahren überstanden hat, die großartige Hauptstadt Mexiko, die wie eine schöne mathematische Figur tief unter ihm weit hin sich ausbreitet.

II.

Ein Meson oder Gasthaus.

Ein seltsamer Empfang und seine Gefahren. Gleichgültigkeit der Behörden. Die Vorstadt San Lazaro. Das Gasthaus „zum Blute Christi“ und sein Wirth. Ein Fremden-Zimmer und sein Inhalt. Eine Schaar von Bettlern. Das Gastzimmer. Tanzende Mädchen und andere Gäste. Die Fonda. Mexikanische Kochkunst. Tortilla-Kuchen. Ein indianischer Bettler.

Ich ritt, nachdem wir die Hauptstadt Mexiko erreicht hatten, mit meinem „Moso“ durch das Thor des heiligen Lazarus — **Puerto de San Lazaro** — als ich plötzlich durch ein lautes Geschrei erschreckt wurde. „Bleibet stehen, Señor — der Lasso — sehet Euch vor!“ rief man mir zu. „**Madre di Dios** er trifft Euch! Der Lasso! Links — links — heilige Jungfrau — bleibet stehen!“

Ich hatte eben nur Zeit mein Pony umzuwenden, als hinter mir schnelle Schritte herankamen und ein eigenthümliches Geräusch, wie das Pfeifen einer Peitschenschnur an meinem Ohre vorüber sauste. Auf einen Augenblick schien etwas über meiner rechten Hand zu

schweben, während zugleich eine wilde geduckte Gestalt zu Pferde, mit dem Fluche getäuschter Niederträchtigkeit an mir vorüber flog.

„Es verfolgt uns noch einer!" rief mein Begleiter. „Das abscheuliche Raubgesindel. Aber nein — Gott sei Dank — jetzt kehrt er wieder um; wahrscheinlich hat ihn der mißlungene Versuch seines Gefährten entmuthigt."

Wir waren in der That nahe daran gewesen, wie Packete zusammengeschnürt, niedergeworfen und mitten auf der Straße ausgeplündert zu werden; denn der zweite Räuber hatte offenbar die Absicht gehabt, sich meines Reisegefährten zu versichern, wenn es seinem Genossen gelungen wäre, mich und meine Sattelranzen auszuplündern.

Diese räuberischen Ueberfälle mit dem Lasso mitten in den Straßen der Hauptstadt gehören noch immer zu den gewöhnlichen Ereignissen, obgleich die Behörden zur Verhütung dieses Unfugs das Herumreiten auf den Straßen während der Nachtzeit angeblich verbieten und die Leute zu überreden suchen, daß zu demselben Zwecke an den Straßenecken Reiterwachen aufgestellt seien. Es fallen ihnen fortwährend allerlei Verbrechen und Vernachlässigungen zur Last, aber sie haben trotzdem die Dreistigkeit, zu behaupten, daß keine Vorsichtsmaßregel versäumt werde, Räubereien und Plünderungen von Seiten der Ladrones und Leperos zu verhindern. Aber die Gouverneure von Mexiko sind in den Händen der Priester und es ist nicht zu erwarten, daß Wächter oder Beamte ihre Pflicht thun, wenn sie nicht regelmäßig bezahlt werden, oder daß

Behörden diese Leute bezahlen könnten, wenn sie selber beständig in drückender Verlegenheit sind, und wie könnte dieß anders sein, da fast der ganze Reichthum des Landes entweder in den Kathedralen oder in den Geldkasten der Priester verschlossen ist.

Unser Abenteuer war übrigens dem elenden Stadttheile, durch welchen wir jetzt zogen, und den Gruppen jämmerlicher Geschöpfe, welchen wir fortwährend begegneten, vollkommen entsprechend. Die Straßen waren schmutzig und im Ganzen von der schlechtesten Beschaffenheit, und ich konnte selbst in dem Dämmerlichte des Abends deutlich genug erkennen, daß die Kanäle in der Mitte der Straßen sehr schmutziges Wasser enthielten. Die Höfe waren eingeschlossen und ungesund und die Häuser hier und da hinter den vor ihnen liegenden Schmutzhaufen fast versteckt.

Die Leute, die wir erblickten, waren wandelnde Haufen schmutziger Lumpen — mit verdächtigen Augen, mißgestalteten Gliedern, verbundenen Köpfen und ekelhaften Geschwüren. Sie schienen von gemischter Abkunft und von verschiedener Farbenschattirung zu sein und hatten einen boshaften leidenschaftlichen Ausdruck in ihren Zügen und ein freches Benehmen. Dieß ist das schlechteste Stadtviertel, die Vorstadt des heiligen Lazarus, die ihren Namen aus verschiedenen Gründen wohl zu verdienen scheint.

Im Schatten eines Hofraumes sahen wir eine Gestalt auf dem Boden liegen, deren Gesicht von einem großen Sombrero bedeckt war. Indem ich mich niederbückte, um sie näher in Augenschein zu nehmen, bemerkte ich, daß sie schauerlich regungslos war. Ihre

Glieder waren erstarrt; die Hände geballt und neben ihr auf dem Boden floß Blut; aber die Nachbarn und Vorübergehenden schenkten ihr keine Beachtung. Es war der Leichnam eines Mannes, der beim Spiel ermordet worden war, und wahrscheinlich mit noch einigen anderen Opfern aus anderen Stadtvierteln vor Anbruch des Morgens nach der Morgue geschafft werden sollte.

Die Straßen wurden allmälig etwas besser, als wir weiter zogen und da unsere erschöpften Glieder und der wankende Gang unserer Thiere uns sagten, daß uns Ruhe sehr nöthig war, so sah ich mich sehnsüchtig nach einem freundlichen und reinlichen „Meson“ oder Wirthshause um, das geeignet war, uns für die Nacht zu beherbergen, obgleich ich bei der Erinnerung an die abscheulichen Wirthshäuser, die ich auf meiner Reise kennen gelernt hatte, eine traurige Ahnung nicht unterdrücken konnte.

„Aber das Gasthaus zum Blute Christi“ — dachte ich, eine prahlerische und sehr charakteristische mexikanische Schildaufschrift übersetzend — „wird jedenfalls mehr als gewöhnliche Bequemlichkeiten zu bieten haben; es wäre Lästerung einer der gewöhnlichen unsauberen schmutzigen Adobehütten einen solchen Namen zu geben.“ — „Steiget ab,“ rief ich; „rufet den Wirth und fraget ihn, was er uns bieten kann!“

Eine Zeit lang blieb unser Klopfen und unser Rufen nach „Don Concho“ ohne Antwort, bis endlich in einem oberen Fenster eine dürre, mit einem Lichte bewaffnete Hand und ein Kopf mit gerunzelter Stirne, tief eingesunkenen Augen und einer mit dem Kinne

sich fast vereinigenden Nase zum Vorschein kamen, während gleichzeitig die diesem Kinne und dieser Nase angehörende Stimme mit halblautem Tone die Meinung aussprach, „daß wir entweder Ladrones oder bübische Zapilotes sein müßten und jedenfalls irgend eine böse Absicht hätten.“

Da es in Mexiko nicht viele Wirthshäuser für Reisende gibt — von Spielhäusern rede ich nicht, denn deren gibt es unzählige — so weiß der Wirth, daß ein Fremder nicht sehr wählerisch sein kann. Er ist daher gewöhnlich ein kleiner Tyrann und behandelt einen Gast, den der Zufall ihm zuführt, ganz wie einen Untergebenen seiner Güte und Großmuth. „Don Concho“ war einer der reizbarsten von den Leuten seiner Klasse. Man brauchte blos merken zu lassen, daß man die Stadt Mexiko nicht für das Wunder der Welt und sein Gasthaus nicht für das beßte in der ganzen Stadt hielt, und man mußte von den unzartesten Schmähungen begleitet mit Sack und Pack wieder abziehen.

Nachdem wir den Wirth durch unser Flehen erweicht hatten, drehte sich endlich die Thür in ihren Angeln und unsere Augen wurden durch den Anblick einer langen Reihe von Schuppen und Gemächern erquickt, die am Eingange begannen, und zu welchen auch eine Art Schmiede gehörte, die allerdings nur eine sehr mangelhafte Nachahmung einer solchen Werkstätte war. Die „Fonda“ oder das Speisezimmer des Mesons befand sich am untersten Ende dieser Reihe; in allen Winkeln lag Schaffutter; in der Mitte stand, den Gang versperrend, eine alte gebrechliche

Kutsche, unter welcher zwei Truthühner schliefen, und an den Wänden hingen mehre rohe Häute zum Trocknen. Ich verlangte sehr artig und bescheiden nach Zimmern und Erfrischungen und war neugierig, wo diese — besonders die Zimmer — zu finden sein würden.

„**No hai, no hai! Nada — no hai!**" Wir haben nichts, gar nichts. Wir haben keine Zimmer, keine Erfrischungen; wir können Sie nicht beherbergen!"

Dieß waren anfänglich die einzigen Antworten; aber weder überrascht noch verzweifelnd, nahm ich meine Zuflucht zu einem unfehlbaren Mittel in der Gestalt eines „Peso" oder Dollars, mit welchem ich die Bemühungen meines Wirthes zu belohnen mich erbot. Der Anblick der Münze entlockte den matten Augen des Don Concho ein begieriges Leuchten und nach kurzem Erwägen und einer sehr umständlichen Befragung, die mich an das Zollamt erinnerte, befahl er meinem „Moso", die Ponys nach einem Nebengebäude zu führen und schickte sich an, mir das einzige freie Zimmer zu zeigen, über welches er, wie er sagte, noch zu verfügen hatte.

Nummer Sieben, Acht, Neun und Zehn — Nummer Eins begann wahrscheinlich in den äußern Schuppen. Zwei Gemächer gehörten einem frommen „Padre"; ein anderes war an einen achtbaren alten Herrn vermiethet, den man den „Alcalde" nannte; eine dritte Thüre führte in den für die Dienstleute bestimmten Theil des Hauses und eine vierte war der Eingang zu des Wirthes eigener Behausung.

Endlich standen wir vor der Thüre, die in das sogenannte Reserve-Zimmer führte, das, eine Ausnahme

von den übrigen, im Erdgeschosse sich befand und ganz dicht an eine in den Hofraum führende Thüre stieß. Solch ein Zimmer! Aber der Reisende in Mexiko muß oft genug noch sehr froh sein, wenn ihm eine Wohnung dieser Art geboten wird.

Das Gemach war niedrig und beschränkt — nicht ganz sieben Fuß hoch und ungefähr elf Fuß breit und lang — und man hätte erstaunt fragen können, wie man die ungeheuere Menge von allerlei Gegenständen, die es enthielt, darin hatte unterbringen können. Der Boden war von Erde und Lehm und mein Blick fiel zunächst auf ein Maulthier, das ganz behaglich mit ausgestreckten Beinen in einem Winkel des Gemaches auf einem Strohhaufen lag. In einem anderen Winkel stand eine verwelkte Magueypflanze (Aloe) von ungewöhnlicher Größe, während zerbrochene Töpfe, Knochen, Holzkohlen, Holzscheite und Hufe in wilder Verwirrung umher lagen. Auf der einen Seite befand sich eine elende Hängematte mit einem Boden von Stricken und auf der anderen stand ein plumper Tisch mit einer Schüssel voll sehr staubiger Frijoles oder Bohnen.

Die Wände waren mit Ungeziefer bedeckt und flitterhaften Verzierungen behangen. Das Hauptbild, das wegen seiner Größe die Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nahm, sollte offenbar die Jungfrau oder heilige Mutter von Guadaloupe, die Schutzheilige von Mexiko darstellen und diese Gestalt war nebst einigen anderen Heiligen, die sämmtlich in mexikanischem Kostüm dargestellt waren, mit einem Kranze vergoldeter aber sehr verblichener Strahlen umgeben.

In einer Nische stand ein plumpes Kreuz mit steinernen Blutstropfen an den Gliedern des Gekreuzigten, während ein buntes Gemisch von allerlei Dingen in seiner Nähe hing; darunter befanden sich ein Sattel und eine Halfter, einige Schaffelle und ein Cuchillo (eine messerartige Waffe), ein Paar ungeheuerer Silbersporen mit dazu gehörigen plumpen mexikanischen Steigbügeln, ein zerlumpter Reboso oder Kopfschleier, ein altes Pistol, ein Lasso, ein zerbrochenes Pulverhorn und mehre Rosenkränze.

Das ganze Gemach war ein abschreckendes Bild der Unsauberkeit — eine vollständige Rumpelkammer, in welcher alle möglichen Dinge in der wunderlichsten Unordnung aufgehäuft waren. Zwischen der Wand und dem steinernen Crucifix steckte ein Packet Karten; ein Rosenkranz hing mit dem Cuchillo an demselben Nagel; der Reboso war auf eines der Schaffelle gefallen; die Spitzen der Sporen berührten die Augen der Jungfrau und der Lasso, der an einem der Bilderrahmen bevestigt war, hing wie eine Halfter am Halse eines sehr haarigen Heiligen, der einen Sombrero, aufgeschlitzte lederne Beinkleider und eine hellblaue Jaceti trug.

Der Boden war schwarz, die Decke war schwarz, und die Wände waren schwarz; schwarz waren die Flöhe, die Häute und die Waffen; die verwelkte Aloe, das Crucifix und die Bohnenschüssel hatten ebenfalls eine sehr dunkle Farbe; die Hängematte, der Sattel und die Bilder waren mit Schmutz bedeckt und die gebleichte Glorie, von welcher die Köpfe der Heiligen umgeben waren, schimmerte in der Dunkelheit des

Gemaches in einem grünlichen Halblichte. Es war mit einem Worte alles mit einer Schmutzkruste überzogen.

Dieß war das Gemach, in welchem ich natürlicher Weise nicht schlief, obgleich der Wirth höchlich erstaunt war, daß irgend jemand es wagen konnte, an einer solchen Wohnung etwas auszusetzen, und erst nach einer ziemlich stürmischen Debatte sich bewegen ließ, mir ein anderes Gemach zu gewähren.

Bettelei ist in der Hauptstadt von Mexiko ein Gewerbe und zwar ein sehr verbreitetes und allgemeines. Ich hatte schon in anderen Theilen des Landes hinlängliche Gelegenheit gehabt, dieses Gewerbe in bedeutender Ausbreitung kennen zu lernen und wußte, daß es in der Hauptstadt ganz besonders eifrig betrieben wurde, aber ich war keineswegs auf eine so lärmende unverschämte Bettelei vorbereitet, wie ich sie am anderen Morgen aus dem Fenster meines Zimmers beobachtete. Ein gutmüthiger anständiger Mann von auffallend schüchternem Wesen, mit einem kurzen weißen Barte und ungewöhnlich heller Gesichtsfarbe, versuchte es, über den Hof zu gehen und sah sich unglücklicher Weise von unzähligen Leperos beiderlei Geschlechts, von jedem Alter und verschiedener Farbe umgeben, von welchen jeder einzelne das Mitleid und die Barmherzigkeit des Fremden durch das lauteste Geschrei und durch die rührendsten Betheuerungen zu gewinnen suchte.

Ich hatte noch nie einen so furchtbaren betäubenden Lärm verworrener Stimmen gehört. Von den Lippen des begierigen Haufens im Hintergrunde ergoß sich ein Strom der bittersten Verwünschungen, wäh-

rend das Gesindel im Vordergrunde für die empfangene Gabe mit einem lauten Chor von Segenswünschen dankte. Leidende aller Art, wirkliche und falsche, Blinde, Lahme und Verkrüppelte vereinigten ihre Stimmen, um alle Heiligen zur Unterstützung ihrer Bitten anzurufen und ihre schmutzigen Zungen nannten die heiligsten Namen und die heiligsten Dinge. Der Wirth sah, daß er hier einschreiten mußte; sein Gast wurde in die Thüre gezogen und einige der lärmendsten Vagabunden wurden aus dem Hofe getrieben, wodurch jedoch die wüste Verwirrung nur zehnfach vermehrt wurde.

Das Gastzimmer war ein ziemlich großes, reichlich mit Balken versehenes Gemach im Erdgeschosse, das nur wenige Bequemlichkeiten enthielt, aber dafür desto verschwenderischer mit schlechten Bildern, Kupfern und Papieren ausgestattet war, welche an die in katholischen Städten zuweilen an den Kirchthüren hangenden Ablaßzettel erinnerten. In dem Holzwerke an den Wänden, an den Thüren der Schränke und selbst in den Abtheilungen des Fußbodens waren ziemlich wunderliche gitterwerkartige Verzierungen zu bemerken, die sich selbst auf die Tischbeine und auf den Lehm oder Schlamm unter den Füßen zu erstrecken schienen.

Dieses Gemach wurde häufig von Leuten besucht, welche den Tanz indianischer Mädchen sehen wollten und diese Tänze und die Streitigkeiten, womit jede Spielpartie verbunden war, schienen die hauptsächlichsten Quellen der Unterhaltung und Belustigung zu sein. Das Benehmen und Aussehen dieser Tänzerinnen waren häufig sehr anstößig, ihre Bewegungen so ungestüm,

ihre Stellungen so ekelhaft, daß man am Beßten thut, so wenig als möglich von ihnen zu sagen.

Indianer und Mestizen waren die gewöhnlichen Gäste. Die ersteren brachten vielleicht einen heißen Tortilla-Kuchen und einen Teller voll Frijoles aus der „Fonda" herein und verlangten nach einem Becher „Pulque" — wie der in Mexiko fast allgemein beliebte gegohrene Saft der Maguey-Pflanze genannt wird. Zuweilen trinkt ein Mestize oder Mischling mit einem Indianer; sie greifen zu Würfeln oder Karten und spielen eine Viertelstunde ganz friedlich mit einander, bis sie endlich den plötzlich erwachenden Streit mit ihren Dolchen ausgleichen. Dann und wann erscheint ein etwas vornehmerer Gast, der sich eines reineren spanischen Blutes rühmt, eine gestickte Jacke und rothe Scherpe trägt und beim starken Aguardiente — das ebenfalls aus dem Safte der Maguey-Pflanze destillirt wird — ernst und feierlich sein Cigarillo raucht.

Die am Ende des Hofraumes befindliche „Fonda", Speisezimmer und Küche zugleich, wurde zur Eßzeit von Kostgängern und zufälligen Gästen besucht und die Beschaffenheit des Innern war an sich fast schon hinreichend, den Appetit eines Fremden zu stillen. Man denke sich ein heißes dampferfülltes Gemach mit mehren Holzkohlenöfen, die zum Theil benutzt, zum Theil unbenutzt, alle aber schwarz und rußig sind und auf welchen entweder in Tiegeln oder Pfannen die nöthigen Speisen gekocht werden. Zuweilen steht ein Gericht gedämpften Schöpsenfleisches auf dem Ofen, zuweilen ein dreimal gekochter Truthahn; nach Pfannen mit Bohnen wurde allgemein verlangt und manchmal wur-

den die heißen Tortilla-Kuchen nur mit einer Zuthat von dem abscheulichen in Schmalz gekochten rothen Pfeffer verzehrt.

Pfeffer war, mit Ausnahme der ebenso widerlichen Gemische von Knoblauch, Zwiebeln und Fett, in der That der vorherrschendste Bestandtheil aller Gerichte. Man mochte Schöpsenfleisch oder Truthahnbraten, Bohnen oder Speck, Suppe, Sallat oder „Atole" — ein dünnes aus Maismehl bereitetes Getränk — verlangen, ohne Pfeffer war nichts zu erhalten. Es war fast unmöglich, auch nur das mildeste und unschuldigste Gemisch ohne einen starken Beigeschmack von Pfeffer zu genießen. Grüner Pfeffer wurde als Salat gegessen und rother Pfeffer war die Zuthat für alle Speisen; Pfeffer — und Ruß gab es überall.

Die Tortilla-Kuchen dürfen nicht unerwähnt bleiben, da sie bei dem größten Theile des mexikanischen Volkes die Stelle des Brotes vertreten. Sie werden, wie sich von selbst versteht, stets in der Fonda bereitet und bestehen aus Mais, der zuvor, damit er erweicht und sich abschält, etwas aufgekocht und dann auf einem platten Steine — Metate genannt — mit einer steinernen Walze zerrieben wird. Aus der hierdurch gewonnenen Masse bildet man hierauf mit einer gehörigen — oder vielmehr ungehörigen Beimischung von Chile oder Pfeffer einen Teig, den man auf einer dünnen eisernen Platte ausbreitet und über das Feuer setzt. Je dünner ein Tortilla-Kuchen ist, für desto vorzüglicher gilt er; er wird in drei Minuten gebacken und muß eigentlich heiß gegessen werden.

Sehr häufig tritt ein Gast in die Fonda, der einen Teller voll Speck, Pfeffer und Bohnen auf den Knieen, sich auf den Boden setzt und seine Mahlzeit ohne Messer und Gabel und ohne Löffel verzehrt, aber statt dieser Werkzeuge sich eines Stückes zwischen den Fingern zusammengelegten Tortilla-Kuchens bedient. Die Farbe der Köche, der Köchinnen und der Aufwärter, des Geschirres, der Speisen und des Tischzeuches — wenn solches vorhanden war — stand mit den rußigen Wänden im vollständigsten Einklange.

„Verzeihen Sie, Señor", rief mein Begleiter, indem er lachend in mein Zimmer trat — „aber es hat diesen Abend in der Fonda einen gar zu wunderlichen Auftritt gegeben. Es trat ein armer Indianer in das Gemach, ein wahres Bild des Hungers, mit hohlen Wangen, mageren Armen und weit hervorstehenden Augen, und rief uns, seine Hände flehend emporhebend, mit folgenden Worten an: „Um Gottes willen — um der heiligen Jungfrau willen, habet Erbarmen mit mir! Gibt es kein Stückchen Tortilla — auch nicht den kleinsten Bissen Chile? Nicht ein Schnitzchen getrockneten Fleisches — gar nichts für einen armen Indianer? Um der heiligen Jungfrau willen erbarmet Euch eines hungernden Indianers!"

„Nun war zufällig niemand weiter in der Fonda, als ein armer Arriero, die Köche, der Aufwärter, ich und Perata — der Diener des Priesters, welcher am oberen Ende der Straße wohnt. Dieser Perata, ein boshafter Mensch, hatte eben einen großen Teller mit geschmortem Schöpsenfleische vor sich und als er sah, daß José, der erste Koch, dem Indianer ein Stück

Tortilla zuwerfen wollte, winkte er mit der Hand und rief dem Indianer zu: „Wie kann ein Dieb, wie Du bist, es wagen, sein Gesicht in der Fonda zu zeigen. Mit deinem Hunger wird es nicht weit her sein — ich glaube Dir nicht eine Silbe!“

„„Ich bin wirklich hungrig. O Señores — habet Erbarmen mit mir! Ich habe seit drei Tagen nichts gegessen. Ich würde für einen Tortilla-Kuchen meine Hand in das helle Feuer halten!“

„„O du Lügenhund“, rief Perata — „Deine Hand in das Feuer halten — wirklich? Sieh her, Señor Hungerleider, stecke Deine Hand in das Feuer unter diesem Ofen und ich gebe Dir dieses köstliche Gericht, das hier vor mir steht. Willst Du nicht, so verschwinde — so entferne Dich so schnell als möglich, hörst Du?“

„Der Indianer trat an das Feuer, bückte sich, hielt seine Hand in die Flamme und stieß einen lauten Schmerzensschrei aus. „Nun“, sprach er, „ist mein Abendessen redlich verdient.“

„„Ei nicht doch,“ rief Perata, dem es mit seinem Anerbieten keineswegs Ernst gewesen war. „Er hat das Feuer nicht berührt — ich muß es genau und deutlich sehen!“

„Der arme Indianer bückte sich noch einmal vor dem Ofen und aller Augen waren scharf auf ihn gerichtet. Er streckte seine Hand in die Flamme und ließ sie einen Augenblick darin, bis er stöhnend und wie ohnmächtig auf den Boden fiel.“

„Wir alle, außer Perata, bedauerten, daß der Scherz so weit getrieben worden war und traten be-

sorgt und theilnehmend zu dem Indianer. Nach einer Weile erhob er sich, um sich auf den Ellbogen zu stützen und bat uns, auf die Seite zu treten, damit er reine Luft schöpfen könnte. Wir erfüllten seinen Wunsch und im nächsten Augenblicke sprang er empor, stürzte nach dem Tische, auf welchem das noch unberührte Gericht von geschmortem Fleische mit zwei Tortilla-Kuchen stand, raffte alles zusammen und eilte damit nach der Thüre.

„Einer der Köche griff schnell nach einem großen eisernen Löffel und schleuderte ihn nach dem listigen Flüchtling, warf aber dabei den Diener des Priesters und einen auf dem Ofen stehenden Topf um, dessen heißer Inhalt dem auf dem Boden liegenden Perata über Kopf und Hals floß.

„„Santissima Virgen — o santissima Virgen!“ rief der verbrühte Wicht, die verletzten Theile mit den Händen bedeckend.

„„Santissima Virgen!“ rief der Koch, als der Löffel sein Ziel verfehlte und die einzige ganze Glasscheibe zerschmetterte, deren die Fonda seit langer Zeit sich hatte rühmen können.

„„Santissima Virgen!“ rief der Aufwärter, als er die Speisen verschwinden und die Bruchstücke herumfliegen sah.

„„Santissima Virgen!“ wiederholte auch der Indianer mit triumphirendem Grinsen, indem er einen Augenblick in der Thüre verweilte, ehe er mit seinem wunderbar erbeuteten Mahle davon lief.

„Und so, Señor, kam Perata bei der Sache doch noch am Schlechtesten weg.“

III.

Ein Besuch in Monte Pio.

Oeffentliche Gebäude der Hauptstadt. Die Mineria oder Bergschule. Akademie der schönen Künste. Palast des Präsidenten. Die Plaza Major. Monte Pio. Verpfändete Gegenstände. Bunte Gruppen. Ein junger Cavalier und eine vornehme Dame. „Einführung" einer Tochter. Ein Opfer. Der bedrängte Gewerbsmann. Ergreifung eines Räubers.

Vor einem halben Jahrhundert hatte die Stadt Mexiko mehre großartige Gebäude aufzuweisen, welche die größeren Plätze und Straßen schmückten. Die Männer der Wissenschaft, die Künstler und die Gewerbtreibenden — alle hatten ihr stattliches öffentliches Gebäude, das sie nach Belieben besuchen konnten und zu dessen Errichtung sie selber oder ihre Vorfahren freigebig beigetragen hatten und das mit Recht ein Gegenstand ihres Stolzes und ihrer Theilnahme war. Jetzt ist der Glanz dieser Gebäude erblichen; sie sind größtentheils ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen, zu anderen Zwecken benutzt oder dem Verfalle überlassen worden, und die Abkömmlinge ihrer Gründer und Erbauer

können jetzt durch die verödeten Zimmer und die entkleideten und beraubten Gallerien wandeln, und den Glanz der Vergangenheit mit ihrer trüben Zukunft vergleichen.

Von den prächtigen Gebäuden, die einst die Hauptstadt schmückten und die selbst in ihrem verfallenen Zustande noch edel und stattlich sind, hat kaum ein einziges sein Stiftungseigenthum bewahrt; nur die der Priesterschaft gehörigen Stiftungen machen hiervon eine Ausnahme; diese sind noch immer reich und blühend und es ist leicht möglich, daß der Verfall einiger weit verdienstlicheren Stiftungen und Anstalten ihren Glanz und ihr Gedeihen befördert hat.

Die „Mineria" oder die Bergwerksschule ist eines der schönsten Gebäude in ganz Mexiko, das die beßten Plätze in Paris oder London nicht verunzieren würde. Der spanische Bildhauer und Architekt Tolsa entwarf den Bauplan und leitete die Ausführung mit einem Kostenaufwand von hundertunddreißigtausend Pfund Sterling, welche Summe durch die reichsten Leute in Mexiko aufgebracht wurde. Das Gebäude besteht aus sehr reinem Sandstein und hat einen bedeutenden Umfang, denn es enthält mehre großartige Säle und Gemächer, Höfe, Gallerien, Treppen und geräumige Vorzimmer.

Der Erfolg war jedoch den begeisterten Erwartungen der Stifter keineswegs entsprechend und die Anstalt fand nicht die Unterstützung, auf welche man gerechnet hatte. Die Sammlung von Mineralien und Seltenheiten ist völlig werthlos und unbedeutend; der wissenschaftliche Apparat ist durchaus untauglich; das

Einkommen der Anstalt deckt kaum einen kleinen Theil des sehr beschränkten Aufwandes; die wenigen Zöglinge sind träge und unaufmerksam und den Lehrern, so groß deren Fähigkeiten auch sein mögen, bleibt nichts weiter übrig, als durch die Fenster der unbenutzten Gemächer zu schauen und ihr Loos zu beklagen, gegen welches ihnen vielleicht manchmal das bessere Schicksal eines gewöhnlichen Maulthiertreibers in den Straßen beneidenswerth erscheint.

Die so oft und mit Recht gepriesene Akademie der schönen Kunste ist ebenfalls unbenutzt. Unter der alten spanischen Herrschaft mit großen Kosten ausgestattet und mit vortrefflichen Kopien der beßten Bildhauerwerke Europas versehen, war sie eine Zeit lang in der That eine wahre Kunstakademie, die dem glücklichsten Gedeihen entgegenzugehen schien. Aber die begeisterten Hoffnungen der Gründer blieben ebenso fruchtlos wie die Bemühungen der Nachfolger, die sich eifrig bestrebten, die Anstalt zu heben und zu fördern. Außer ihrem Namen und den schönen Figuren, welche ihre Halle schmücken, ist jetzt nicht viel mehr übrig, das den gegenwärtigen Nutzen bezeichnen könnte.

Ein anderes sehr schönes Gebäude — eine Art Muster-Manufaktur — das zur Zeit der alten Herrschaft im nordwestlichen Theile der Stadt gegründet wurde, ist jetzt eine Citadelle und ein Militair-Magazin geworden.

Die botanischen Gärten an der Deputirten-Kammer hinter dem Palaste sind längst gänzlich vernachlässigt und die Universität theilt das Schicksal der Mineria und Kunstakademie.

Der Palast des Präsidenten ist dagegen während der letzten Jahre in seinen inneren Einrichtungen bedeutend verschönert worden. Vor dem Jahre 1842 war er nur spärlich mit den nöthigen Geräthschaften versehen und von jeder Bequemlichkeit, jedem Glanze entblößt. Seitdem ist er reichlich mit prächtigen Verzierungen und Ausschmückungen bedacht worden. Die Hauptsäle sind mit vergoldeten Thronen, mit hochrothen Baldachinen und ungeheueren französischen Spiegeln ausgestattet und viele Privatgemächer sehr geschmackvoll verschönert.

Auf der „Plaza Major" der Stadt befinden sich außer der großen Kathedrale mehre Paläste und andere öffentliche Gebäude. Einst zierte diesen Platz ein kolossales Reiterbild Karls IV. von Tolsa, dem Erbauer der Mineria; es stand auf einem ungeheueren Fußgestelle von mexikanischem Marmor, ist aber jetzt verschwunden.

Ein Theil des prächtigen Palastes, den Cortez erbaut haben soll, ist jetzt den Zwecken des Monte Pio, der National-Pfandleihanstalt überlassen.

Der Monte Pio bietet so viele das mexikanische Leben bezeichnende Erscheinungen und Auftritte, daß man nicht versäumen darf, ihn zu besuchen.

Die Anstalt erinnert in vielen Beziehungen an den Mont de Piété in Paris und die zahlreichen geräumigen Gemächer sind sehr zweckmäßig eingerichtet. Man geht durch einen Thorweg und tritt sogleich in eines der Hauptzimmer.

Es herrscht in Betracht des großen Andrangs von Leuten allerlei Art gewöhnlich ziemlich gute Ordnung

und in besonderen Fällen können die Geschäfte, wenn es verlangt wird, auch mit der nöthigen Heimlichkeit abgemacht werden, obgleich die buntgemischte Gesellschaft, die sich hier zusammendrängt, meistentheils ziemlich offen und ungezwungen zu Werke geht. An den Wänden der Gemächer sind Schränke und Regale angebracht; hinter den Tafeln und Schiebfächern stehen Schreiber mit Büchern und Federn und überall herrscht eifrige Geschäftigkeit.

Könnten wir einige von den Packeten und Kasten in diesen geheimen Zellen untersuchen, so würden wir einen reichen Vorrath von allerlei prächtigen Dingen erblicken. Die reichgestickte Spitzenmantille der stolzen Dame und die prächtige Serapé des Cavaliers; das kostbare Brokatkleid und der funkelnde Halskragen neben der gestickten Jacke und den aufgeschlitzten Beinkleidern des modischen Reiters; emaillirte Silbersporen und Steigbügel; schwere Stiefel, reichverzierte Sättel und Zäume — alles in der buntesten Verwirrung. Von goldenen Schmucksachen und kostbaren Steinen ist ein bedeutender Vorrath vorhanden, denn die mexikanschen Frauen schmücken sich gern mit Juwelen, die sie fortwährend verkaufen, umtauschen oder verpfänden. Da gibt es Diamanten-Halsbänder und Ohrgehänge, prächtige Brustlätze und Armbänder, Schmuckkästchen, goldene Ketten, Smaragd-Stirnbinden, Perlenschnuren, Ringe, kostbare Fransen, vergoldete Büchsen und mit Edelsteinen besetzte Börsen — alles in Ueberfluß. Hierzu gesellt sich eine schöne Sammlung von massivem Gold- und Silbergeschirre, golde-

nen Vasen, silbernen Tafelaufsätzen, vergoldeten Speisebretern, Urnen und anderen Gefäßen.

Ferner enthält dieses Leihhaus alle möglichen Waffen; lange Toledo-Klingen in emaillirten Scheiden, vornehmen Leuten gehörig, und Cuchillos und Dolche, die von Léperos verpfändet sind; mit Silber beschlagene Flinten und Pistolen neben rostigen Flintenläufen, alten Schlössern, zersprungenen Schaften und zerbrochenen Pulverhörnern.

Bücher und Bilder findet man nicht, einige Meßbücher und unter goldenen Rahmen befindliche Stickereien ausgenommen, und von Hausgeräthschaften nur weniges, denn die höheren Stände verpfänden ihre Möbeln nur selten oder gar nicht, während die geringeren keine Möbeln zu verpfänden haben.

Die Gruppen, die sich hier versammeln, sind von der verschiedensten Art. Léperos und Léperas, Bettler und Ladrones stehen neben modisch und feingekleideten Leuten und den stolzen und hochmüthigen Damen und Caballeros treten überall schmutzige Indianer entgegen, deren ganze irdische Habe in den zerlumpten Decken besteht, womit sie kaum ihre Blößen bedecken können.

Der Platz des Bettlers, der eben eine verblichene Frezada verpfändet hat, wird von einem auffallend schlanken, schönen jungen Manne eingenommen, der sich durch seine feine Kleidung und sein vornehmes Wesen auszeichnet, aber in heftiger Aufregung zu sein scheint und den Beamten mit fieberhafter Ungeduld um Gehör bittet. Den Schreiber anredend, der ihm ehrerbietig sein Ohr zuneigt, spricht er hastig: „Ich bitte

Sie, mir zwanzig Pesos auf dieses Halsband zu leihen, wenn es möglich ist, aber beeilen Sie sich, ich brauche das Geld augenblicklich!"

Der Schreiber scheint jedoch diesen Wunsch nicht mit der verlangten Eile befriedigen zu wollen, sondern fährt ruhig fort, einige mit Zetteln versehene Packete zu ordnen, mit welchen er vorher beschäftigt gewesen ist. Die Aufregung des jungen Mannes und die fieberhafte Röthe seiner Wangen sind am Spieltische entstanden; seine Schläfe pulsiren, seine Augen glühen und er erfaßt in seiner Ungeduld leidenschaftlich, aber unwillkürlich den Griff seines Dolches. Endlich zeigt sich der Schreiber bereit, den Wunsch des Cavaliers wenigstens mit zwei Dritteln der Forderung zu befriedigen. Es erfolgen die gewöhnlichen Fragen, es werden die üblichen Bemerkungen eingetragen, das Geld wird ausgezahlt und das Halsband übergeben. Es war das letzte Vermächtniß einer verstorbenen theueren Schwester, das er jetzt hingegeben hat. Vom Wein erhitzt, setzte er in vergangener Nacht sein ganzes Vermögen auf einen einzigen Wurf und verlor es und hat nun in verzweiflungsvoller Eile seinen letzten Schatz veräußert in der Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen. Bald werden ihm seine Gefährten wie alles Uebrige, auch diese unbedeutende Summe abgenommen haben und dann wird der Tod durch den Dolch oder durch den Strom, durch Gift oder Kugel sein Loos sein.

Soeben ist eine stattliche prächtig gekleidete Dame in Begleitung eines ebenso elegant gekleideten Dieners in das Gemach getreten. Sie kommt in der gewöhn-

lichen Absicht. Es ist eine der herrschenden Leidenschaften der mexikanischen Frauen, so prächtig als möglich herausgeputzt im Theater oder bei der Oper zu erscheinen, besonders bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, und das Vermögen des Gatten wird durch den Einkauf von goldenen und silbernen Schmucksachen, von Juwelengeschmeide und Edelsteinen bedeutend in Anspruch genommen. Die erwähnte Dame hat eine Tochter, die eben ihr vierzehntes Jahr erreicht hat — ein Alter, das ihr in diesem Lande das Vorrecht gibt, in der Gesellschaft eingeführt zu werden — und die Mutter hat beschlossen, hierbei keine Kosten zu sparen. Uebermorgen ist große Oper — eine treffliche Gelegenheit zum Prunken, zum Erobern und Ueberstrahlen. Aber die Juwelen der Familie sind unglücklicher Weise verpfändet! Es sind jedoch einige nöthige Dinge verkauft worden, man hat noch außerdem etwas Geld geborgt und die stolze Dame ist mit ihrem vertrauten Begleiter erschienen, um die erforderlichen Gegenstände für einige Abende aus schnöder Haft zu befreien.

Das Geschäft der Einlösung bleibt dem Begleiter überlassen, der die nöthigen Erörterungen anstellt, die an ihn gerichteten Fragen beantwortet und die verlangte Zinsensumme aushändigt. Die Dame ist offenbar nur da, um die Juwelen zu prüfen und sich von der Unversehrtheit und der sicheren Verwahrung derselben zu überzeugen. Schmuckkästchen auf Schmuckkästchen, Halsbänder, Ketten, Armbänder, Ringe, Ohrgehänge, mit Edelsteinen besetzte Kämme und der reichverzierte Gürtel werden aufmerksam geprüft. Die Dame und ihre Familie können mit Zuversicht auf einen blenden-

den bezaubernden Glanz rechnen, und befriedigter Stolz wird das Herz der Mutter schwellen, denn ihre Tochter wird im Kreise der vornehmen Welt als einer der glänzendsten Sterne strahlen. Aber diesem Glanze ist keine lange Dauer beschieden; das geborgte Geld wird bald zurückverlangt, die Bedrängnisse und Verlegenheiten häufen sich immer mehr und die funkelnden Schätze wandern wieder in die sicheren Schränke des Monte Pio.

Hierauf erscheint ein leidenschaftlich aussehender Mensch mit gerötheten Augen, struppigem Barte und verstohlenem Gesichte, der ein Bündel verschiedener sehr schmutziger Gegenstände auf den Tisch legt, welche der Schreiber mit sichtbarem Argwohn betrachtet. Der erste Gegenstand, der zum Vorschein kommt, ist eine mit Ruß und Fett bedeckte Kochpfanne, dann folgt ein zerrissenes aber vergoldetes Meßbuch, ein Packet schmutziger Spielkarten, eine vergoldete Kette und ein Crucifix, ein zerrissener Rosenkranz, eine verzierte aber sehr beschmutzte Börse, eine alte schmierige Pulverflasche von Leder, ein Riegel und zwei Thürangeln, ein Handkorb und endlich einige steinerne Krüge! Alle diese Gegenstände sind jedenfalls ohne Ausnahme gestohlen — sie sind die Beute wenigstens von einer Woche.

Die Unterredung mit diesem Manne dauert ziemlich lange, denn sein Benehmen und die Rechenschaft, die er gibt, sind nicht ganz befriedigend. Der Beamte mit dem Buche scheint Lust zu haben, ihn ergreifen und einem strengeren Verhöre unterwerfen zu lassen, aber dem Kerl hilft seine Unverschämtheit und seine Angaben gewinnen plötzlich einen Anstrich von

Wahrscheinlichkeit. Sie werden in Ermangelung weiteren Beweises als gültig angenommen; es wird ein Verzeichniß der verschiedenen Gegenstände aufgesetzt und der vierte Theil ihres Werthes ausgezahlt, womit sich der Mann entfernt, eifriger als je darauf bedacht, jede zukünftige Gelegenheit zu Raub und Plünderung in vollem Maße zu benutzen.

Das erröthende Mädchen, das zunächst ohne Begleitung mit einem Packete in der Hand herantritt, ist gekommen, um eine Pflicht kindlicher Liebe zu erfüllen. Von einem verschwenderischen Vater und einer lieblosen Mutter im älterlichen Hause seit langer Zeit verschmähet und vernachlässigt, ist sie jetzt, nachdem ihre Aeltern in Noth und Elend gerathen sind, deren einzige Stütze, deren helfender Engel geworden. Ihre stolze und vornehme Familie hat kostspielige Gastmähler gegeben, allen Lustbarkeiten beigewohnt und an persönlicher Pracht und freigebiger Mildthätigkeit gegen die Kirche mit den Reichsten gewetteifert; aber schwelgerische Verschwendung, Spiel und Völlerei haben ihre gewöhnlichen Folgen gehabt und jetzt können die Bedrängten weder die Freundschaft ihrer früheren Gäste, noch die Theilnahme ihrer Verwandten, ja nicht einmal die Wohlthaten der Kirche gewinnen. Jede Quelle ist erschöpft. Da kommt die holde Tochter zu Hilfe; sie hat alle ihre Schmucksachen und ihre eigenen werthvollen Habseligkeiten gesammelt, worunter manche theuere Geschenke sind, und übergibt sie jetzt dem Monte Pio, um ihren unwürdigen aber bedrängten Aeltern zu helfen. Ihre Wangen erglühen, indem sie diese theueren Andenken an glücklichere Tage

preisgibt, aber es leuchtet auch wieder ein Ausdruck thränenvoller Freude in ihrem Auge, indem sie daran denkt, welche Erleichterung ihr Opfer ihren Aeltern gewähren werde, und man könnte sie fast um die Glückseligkeit beneiden, mit welcher sie hinweggeht.

Hierauf erscheint ein Kaufmann von einer der mathematisch geraden Straßen, welche von der Plaza Major ausgehen. Er befindet sich natürlicher Weise in Verlegenheit. Es ist überhaupt unbegreiflich, wie diese Krämer es möglich machen, Monat für Monat ihre Häuser Gästen zu öffnen, so groß ist ihr Stolz und ihre Trägheit und so gröblich vernachlässigen sie ihr Geschäft. Es kommt bei einem Krämer dieser Art nicht selten vor, daß man ersucht wird, wieder zu kommen, weil er augenblicklich zu träge ist, die Gegenstände zu suchen, die man verlangt, und ein mexikanischer Kaufmann weiß selten, wo er einen Gegenstand zu suchen hat.

Der Mann, von welchem hier die Rede ist, hat lange gewissermaßen in einem Traume von Glanz und Unthätigkeit gelebt, so daß er beim Erwachen mit großem Erstaunen wahrgenommen hat, daß er kaum die nöthigen Mittel zum nackten Lebensunterhalte besitzt und daß seine Visionen von fashionabler Unabhängigkeit sämmtlich verschwunden sind. Die Gegenstände, die er zum Verpfänden herbeigebracht hat, mit einer gewissen Nachlässigkeit und mit einem Gefühle beleidigter Würde auf den Tisch werfend, beantwortet er die Fragen, die der Schreiber an ihn richtet, mit kurzen trotzigen Worten. Er nimmt das ihm vorgeschossene Geld mit einem Schwur und einem bitteren Lächeln

der Verachtung, läßt es in seine Tasche fallen als wäre es ein Sühnopfer für eine beleidigte Gottheit und entfernt sich mit einem verächtlichen Blick auf die versammelte Menge, mit stillen Verwünschungen und mit dem Gelöbniß, sich an der Gesellschaft im Allgemeinen zu rächen.

Bald darauf hört man im äußeren Gange schnelle Schritte und lärmende Stimmen. Der Lärm ist durch unseren Bekannten, den Ladrone veranlaßt worden, der eben das Bündel mit allerlei gestohlenen Gegenständen verpfändet hat. Er ist von einem erzürnten Haufen umgeben, der ihn packt und tobend nach der Thüre drängt. Durch den Erfolg seines letzten Unternehmens ermuthigt, hat er in verschiedenen Theilen des Hauses seine Fertigkeit an mehren Eintretenden versucht und ist auf der That ertappt worden; man hat ein kleines Juwelenkästchen, eine Uhr und eine gestickte Leibbinde bei ihm gefunden, aber er behauptet standhaft und beharrlich seine Unschuld. Mit störrischem Unmuthe sich auf den Boden werfend, weigert er sich, weiter zu gehen, indem er die entschlossenen Leute, die sich seiner bemächtigt haben, bald durch Drohungen bald durch Bitten zu bewegen sucht, ihn freizulassen; aber man zwingt ihn, sich zu erheben und schleppt ihn mit lauten Verwünschungen auf die Straße.

Hier wird er augenblicklich von einem Haufen theilnehmender Léperos umgeben und einige seiner Berufsgenossen machen einen Versuch, ihn zu befreien. Auf einen Augenblick scheint sein Entkommen gewiß zu sein, aber seine Feinde, unter welchen sich einige Polizei-

Offizianten befinden, halten ihn mit wunderbarer Hartnäckigkeit. Es folgt ein Kampf und es werden mit Flüchen und lautem Geschrei Schläge und Stöße ausgetauscht; mehre von den Zuschauern werden niedergeworfen und verwundet, das Ringen und Geschrei nimmt zu und wird allgemein. In der Verwirrung, die er verursacht hat, weiß sich der Dieb durch eine kräftige Anstrengung von seinen Feinden loszureißen und springt mit unglaublicher Schnelligkeit durch eine Gasse, die in dem ihn umdrängenden Haufen für ihn sich geöffnet hat.

Mittlerweile sind noch andere Polizei-Offizianten und einige Soldaten hinzugekommen und man versäumt keinen Augenblick, den Flüchtling zu verfolgen; einige Leute aus dem Haufen schließen sich der Jagd mit Eifer an und es beginnt eine Art Wettlauf. Der Verbrecher wird auf's neue niedergeworfen und vestgenommen und der Auftritt schließt mit einer Procession nach dem Accordada, die aus den Serenos, den Polizei-Offizianten, den Soldaten, dem Gefangenen, einem Haufen Neugieriger und einigen Léperos besteht, welche wegen ihrer thätlichen Theilnahme an dem Kampfe ebenfalls verhaftet worden sind.

IV.

Gesellschaftliche Abstufungen.

Bevölkerung. Verschiedene Klassen. Eigenthümlichkeiten der Mexikaner. Die zwei herrschenden Gewalten. Rekrutirung. Erziehungssystem. Römisch = katholische Geistlichkeit. Mexikanische Frauen. Schleichhändler. Aguadores oder Wasserträger. Postillone. Der Lasso. Marktleute und Inhaber von Kaufläden. Nachtwächter. Unsicherheit des Lebens und Eigenthums.

Man kann die Bevölkerung der Republik Mexiko in runder Summe ungefähr auf sieben Millionen veranschlagen, darunter eine Million von rein europäischer Abkunft, gegen vier Millionen eingeborene Indianer, fünf tausend Neger oder Zamboes und fast zwei Millionen Mestizen oder Leute von gemischter Abkunft, die in höherem oder geringerem Grade sowohl den Weißen, als auch den eingeborenen Raçen verwandt sind. Eine genaue Zählung des zuletzt erwähnten Theiles der Bevölkerung muß mit großer Schwierigkeit verbunden sein, da zu den Mestizen Leute von allen denkbaren Schattierungen und Farben, vom Weiß bis zur dunkelsten Kupferfarbe, gehören.

Die gesellschaftlichen Unterschiede sind in diesem Lande sehr scharf bezeichnet. Einige stolze üppige Priester, reiche Kaufleute und wohlhabende Abkömmlinge spanischer Ansiedler bilden vorzugsweise die höheren Klassen, während die unteren aus elenden, entsittlichten Indianern, Léperos und Räubern bestehen. In mehren Theilen des Landes werden die Indianer von den Eigenthümern der Bergwerke oder Hazienden beschäftigt, die ihnen einen ärmlichen Lohn geben und zu welchen sie fast in demselben abhängigen Verhältnisse stehen, wie die Sklaven der Vereinigten Staaten zu ihren Eigenthümern; in den Städten suchen dagegen die niederen Klassen auf alle mögliche Weise die höheren zu beeinträchtigen. Man kann sich denken, daß die zwei großen Klassen der Gesellschaft außer ihren Lastern, worin sie allerdings eine beklagenswerthe Aehnlichkeit zeigen, nichts mit einander gemein haben.

Das Laster des Spiels hat wahrscheinlich noch nie in irgend einem Lande eine so verderbliche Verbreitung erlangt, wie in Mexiko. In den von der vornehmen Welt bewohnten Stadtvierteln sind die besten Häuser und Hotels dazu eingerichtet, reiche Spieler aufzunehmen und die ärmeren haben ebenfalls ihre Spielhäuser, wo mit derselben Leidenschaft gespielt wird, nur daß Laster und Ausschweifungen hier in abstoßenderer Gestalt hervortreten.

Urtheilt man nach den Besseren des Volkes, so sind die Mexikaner sinnlich, stolz, erregbar, talentvoll, artig, tapfer, aufrichtig und gastfrei; aber weder betriebsam, fleißig, unternehmend, berechnend, noch ausdauernd. Die niederen Klassen sind listig, verwegen, träge, streit-

süchtig, betrügerisch, sinnlich und ungeheuer unwissend. Die Mexikaner sind ein ungemein eifersüchtiges Volk; sie scheinen zu glauben, daß andere Mächte gegen sie im Bunde seien und sind eifersüchtig auf die Spanier, auf die Amerikaner, auf die Europäer im Allgemeinen und auf sich selber. Sie sind entschieden gegen alle Besserungen und Neuerungen, politische Veränderungen ausgenommen, für welche sie eine große Vorliebe haben. Ihre Gastfreundschaft, besonders in ihren Landhäusern, ist merkwürdig, denn die üblichen Worte: „Sie haben über mein Haus zu verfügen, Señor" — **Mi casa, señor, esta muy à su disposicion** — sind nicht bloß eine artige Redensart, sondern ein aufrichtig und herzlich gemeinter Willkommen, auf welchen der Gast rechnen kann.

Die zwei großen herrschenden Gewalten des Volkes sind das Heer und die Priesterschaft. Man kann sie als den Ober- und Unterstrom — als die fühlbar herrschenden und geheim einwirkenden Elemente der öffentlichen Meinung bezeichnen.

Bei der Rekrutirung bedient man sich ziemlich desselben Preßverfahrens wie früher bei Bemannung der englischen Marine in Kriegszeiten. Eine gut bewaffnete Schaar wird in entlegene und wilde Gegenden mit der Weisung ausgesendet, alle Männer, die sie ergreifen kann, vestzunehmen und heimzubringen. Diese Unglücklichen — meistentheils zerlumpte Indianer — werden ohne Umstände an einander gefesselt und nachdem man eine hinreichende Anzahl gesammelt hat, wie wilde Thiere nach den Kasernen der Hauptstadt getrieben, wo sie in Uniformen von grauer Leinwand

gekleidet und auf den Straßen einexercirt werden. In Zeiten der Noth und Dringlichkeit müssen selbst die öffentlichen Gefängnisse ihr Contingent stellen. Die Rekruten werden gewöhnlich mit Büchsen bewaffnet, die für sie selber weit gefährlicher sind, als für sonst Jemand, und ihr Offizier ist manchmal einer von ihres Gleichen — ein befreiter Verbrecher.

Die Stärke des Heeres wird stets überschätzt; es ist dieß in der That eine Art von Nationalerdichtung, bei welcher alle Parteien gern ein Auge zudrücken. Der Sold der Offiziere sowohl, als auch der Truppen ist im höchsten Grade ungewiß und zweifelhaft, aber die Mannschaft kommt in dieser Beziehung unstreitig am schlechtesten weg, da sich ihre Vorgesetzten gewisser Mittel und Schliche bedienen, die für die Untergebenen nicht eben vortheilhaft sind. Es ist keineswegs ungewöhnlich, daß die Offiziere unter anderen listigen Behelfen der Liste ihrer Mannschaften erdichtete Namen beifügen, um mit Hilfe dieser falschen Angaben ihr eigenes unsicheres Einkommen zu vermehren, denn ihr Gehalt richtet sich nach der Anzahl ihrer Leute.

Das Erziehungswesen war in Mexiko bis in die neueste Zeit traurig vernachlässigt; man nahm an, daß von vierzehn Einwohnern nur einer lesen konnte. Gegenwärtig gibt es aber außer der Normal-Soldatenschule in vielen Bezirken und Kirchspielen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten für Knaben und Mädchen. Diese Schulen stehen unter der Aufsicht und dem Schutze der Ayuntamientos oder Stadträthe; die Kinder werden kostenfrei mit Büchern versehen und in den unentbehrlichsten Dingen unterrichtet. Man hat außer-

dem in verschiedenen Theilen der Republik Lancaster-Vereine gebildet, die großen Anklang finden, und Abendschulen für Erwachsene eingerichtet.

Es gibt vier akademische Anstalten in der Hauptstadt und noch einige andere in verschiedenen Provinzen und es ist beklagenswerth, daß lobenswerthe Bemühungen und Bestrebungen dieser Art bis jetzt noch so geringe Früchte getragen haben. Einige dieser Anstalten haben jedoch eine gute Grundlage und es läßt sich daher noch etwas von ihnen erwarten. Wir möchten gern glauben, daß die unwissende und gleichgültige Priesterschaft des Landes dem Fortschreiten der Nationalerziehung nicht entgegen sei, aber ihre Handlungsweise gewährt allerdings keinen Grund, auf welchen eine so liberale Deutung ihres Benehmens sich stützen könnte.

Die römisch-katholische Geistlichkeit in Mexiko ist seit Jahrhunderten ziemlich stolz einhergegangen, und obgleich ihr Wort nicht mehr ganz so nachdrücklich und einflußreich ist wie früher, so handelt und wirkt sie doch noch immer ohne die geringste Beschränkung. Die Folge ist, wie man sich denken kann, daß sie ohne Hinderung ihrer Begierde nach sinnlichem Genusse und kirchlicher Herrschaft fröhnen darf, und nicht nur ihren Stolz und ihre Macht, sondern auch ihren Hang zur Ruhe und Ueppigkeit nährt. Man hört selten — so selten, daß es sprüchwörtlich geworden ist — von einem Priester, einem Bischof oder einem Erzbischof, der sich durch moralischen Lebenswandel, durch rechtschaffene Handlungsweise, durch liebreiche Gesinnung oder ein frommes Gemüth auszeichnet.

In mehren Theilen von Mexiko rühmt man die Frauen ihrer Schönheit wegen; aber dieser Vorzug ist sehr flüchtiger Art, da die Mädchen in sehr zartem Alter Frauen und Mütter werden. Der weibliche Charakter ist lebhaft und reizbar und in entlegenen Gegenden sind die Frauen häufig mit dem Gebrauche der Waffen vertraut und darauf gefaßt, im Nothfalle und während der Abwesenheit ihres Gatten Haus und Wohnung zu vertheidigen.

Eine vornehme mexikanische Frau scheint ihren Tag ziemlich gleichmäßig einzutheilen; am Vormittag besucht sie die Messe, wozu sie sich sehr elegant und sorgfältig ankleidet; zur Mittagszeit wird geplaudert und durch die Alamedas oder öffentlichen Promenaden gefahren und des Abends im größten Glanze das Theater oder die Oper besucht.

In einigen Gegenden des Landes speisen die Frauen nicht mit der übrigen Familie in demselben Zimmer, außer bei ungewöhnlichen Gelegenheiten als ein Zeichen besonderer Gunst. Bei Tische enthält man sich bis zur Beendigung der Mahlzeit jeglichen Getränkes und wenn ein Gast von dem Inhalte des neben ihm stehenden Bechers trinkt, so ist dieß für den Wirth ein Zeichen, daß er seine Mahlzeit beendigt habe.

Unter den Gegenständen, welche die Zeit und Aufmerksamkeit eines mexikanischen Gentleman vorzugsweise in Anspruch zu nehmen scheinen, steht der Spieltisch oben an; hierzu gesellt sich die Abrichtung und der Umtausch der Pferde, sowie die Aufsicht über deren Verpflegung, der Besuch des Theaters, wo man den

Frauen seine Huldigungen darzubringen pflegt, und dann und wann ein Hahnenkampf oder ein Stiergefecht.

Es gibt an der mexikanischen Küste sehr zahlreiche und unerschrockene Schleichhändler-Banden und die Umgehung der Steuern, zu welcher jede Versuchung verhanden ist, läßt sich ohne große Schwierigkeiten ausführen. Die von der Regierung angestellten Einnehmer und Aufseher verfehlen gänzlich ihren Zweck, denn sie sind völlig unzureichend, auch nur den zehnten Theil des Gebietes zu beaufsichtigen, wo das Schmugglergewerbe vorzugsweise betrieben wird; sie sind aber auch unredlich und so nachlässig in der Erfüllung ihrer Pflicht, daß ihre Bemühungen dem Staate vielleicht nicht einmal nützen könnten, wenn auch ihre Zahl zehnfach vermehrt würde. Es sind einzelne nur schwache Versuche gemacht worden, der Ausbreitung dieses unerlaubten Schmuggelhandels ein Ziel zu setzen, aber seine Unterdrückung oder Beschränkung scheint mit jedem Jahre schwieriger und unwahrscheinlicher zu werden.

Die Aguadores oder Wasserträger gehören zu den auffallendsten Erscheinungen des Straßenlebens. Man sieht sie fortwährend in ihren runden Jacken oder kurzen Decken und zerrissenen Beinkleidern, mit beladenen Eseln oder Maulthieren oder mit Wasserkrügen in der Hand oder auf dem Kopfe von Haus zu Haus gehen, wobei sie fröhlich singen oder die Frische ihres verkäuflichen Getränkes preisen.

Die den besten Häusern angehörigen Kutscher oder Postillone stehen gewöhnlich fortwährend jedes Winkes

gewärtig mit Wagen und Pferden im Hofraume. Es gibt hübsche muntere Burschen unter ihnen und ich habe sie oft genug auf ihren stattlich herausgeputzten, wenn auch etwas kleinen Pferden sitzen sehen, die mit buntfarbigen Satteldecken geschmückt und deren Zügel und große schwerfälligen Steigbügel mit silbernen Buckeln beschlagen sind.

Gewöhnlich trägt ein solcher Postillon ein feuerrothes oder blaues Kopftuch, auf welchem ein ungeheurer breitrandiger, mit Quasten und allerlei bunten Bändern geschmückter Sombrero sitzt, der unter dem Kinn mit einem breiten rothen Bande bevestigt ist. Die runde Reitjacke ist von brauner oder rother Farbe, hinten und vorn dicht mit Schnuren besetzt und verziert, aufgeschlitzt und offen, um ein Hemd hervorschauen zu lassen, das an den Aermeln und auf der Brust gestickt ist. Die Beinkleider sind vielleicht von hellblauem oder grünem Sammet, an den Seiten offen und mit Schnuren und kleinen metallenen Schellen besetzt. Der untere Theil der Beine ist mit ledernen Gamaschen bekleidet, die mit verzierten Kniebändern bevestigt sind, und unter diesen kommen die mit den in diesem Lande gebräuchlichen übermäßig großen und schwerfälligen Sporen versehenen Schuhe zum Vorschein. Von dieser Art ist die äußere Erscheinung der mexikanischen Postillone. Sie sind ausgezeichnete Reiter und sehr eitel, können aber im Ganzen für günstige Probestücke aus den unteren Schichten der Gesellschaft gelten.

Die Mexikaner, besonders die Jäger der wilden Rinder, sind hinsichtlich ihrer Geschicklichkeit in der

Handhabung des Lasso fast unübertrefflich. Es ist wegen der Angriffe mit Lassoschlingen bewaffneter Ladrones fast in jeder Stadt der Republik eben so unvorsichtig als gefährlich, nach Eintritt der Dunkelheit sich in's Freie zu wagen, und es würde noch gefährlicher sein, wenn diese Leute durch ihre ausschweifende Lebensweise nicht dann und wann behindert würden, ihrer Wurfschlinge ein sicheres Ziel zu geben.

Von den Marktleuten mit ihren Eseln oder Maulthieren, die schwere mit Truthühnern, Eiern und wildem Geflügel, mit Früchten und Blumen, Gemüsen und Tortilla-Kuchen beladene Körbe oder große Haufen von Ausschnitt-, Glas- oder Töpferwaaren tragen, werde ich später ausführlicher sprechen, ebenso von den Krämern und Kaufleuten, die durch ihre unstörbare Ruhe, ihre unermüdliche Geschwätzigkeit, ihre gemächliche Trägheit und ihre bescheidene Dreistigkeit dem uneingeweihten Fremden so unendlichen Stoff der Unterhaltung und Belustigung gewähren.

Dann und wann machen sich in den besuchtesten Straßen und in der Nähe der Hauptthore der verschiedenen Städte Nachtwächter oder sogenannte „Serenos" bemerkbar, deren Dienstleistung jedoch nur in einem lauten „**Ave Maria Purissima**" zu bestehen scheint, womit sie ihren Stundenruf einzuleiten pflegen. Für den neuangelangten Fremden gesellt sich ihr stündliches Geschrei zu jenen vielfachen Ursachen der Schlaflosigkeit, welche von den Moskitos und allem anderen Ungeziefer ausgehen, das ihn mit seiner unermüdlichen Aufmerksamkeit beglückt.

Die Léperos mit ihrer Verschmitzheit und Bettelei, die räuberischen Ladrones, die armen rohen Indianer, die ehrlichen Arrieros oder Kärner, die spekulativen und betriebsamen Bergleute und die von diesen Klassen so häufig beschäftigten Rechtsgelehrten und „Administradores" sollen später ausführlicher geschildert werden.

Ein Aufenthalt in Mexiko muß selbst den Stumpfsinnigsten von der in diesem Lande herrschenden Unsicherheit überzeugen; Leben und Eigenthum werden hier von der großen Masse des Volkes wenig geachtet. Die höheren Klassen der Gesellschaft können die Besorgnisse nicht verbergen, welche ihnen die ausgearteten Massen einflößen, und die niederen Stände, für welche die Zukunft keine Hoffnungen hat und welchen es an angemessener Beschäftigung, sowie an Neigung dazu fehlt, haben kaum irgend eine Veranlassung ehrlich zu sein.

Man wird bei jedem Schritte auf die zudringlichste und lärmendste Weise um Almosen angesprochen und dieselben Leute, welche das Erbarmen und die Mildthätigkeit des Vorübergehenden in Anspruch nehmen, warten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihn gewaltsam seines Eigenthums zu berauben. Es ist selbst in den Vorstädten manchmal gefährlich, allein zu gehen, während man in den Gebirgen nie ohne Geleit reisen kann, obgleich die Leute, welche dieses Geleit bilden, hinsichtlich ihrer eigenen Ehrlichkeit nicht die geringste Bürgschaft bieten. Man muß auf einer Reise nicht nur schwer mit Waffen beladen sein, sondern diese auch so viel als möglich zur Schau tragen, um dadurch

einzuschüchtern, und wenn, nachdem es dunkel geworden ist, ein Freund oder Verwandter in einem in der Vorstadt gelegenen Hause Eintritt verlangt, geht man mit derselben Vorsicht zu Werke, wie am Eingange einer wichtigen Vestung in Kriegszeiten, ehe man die mit Ketten, mit eisernen Stangen und Riegeln verwahrte Thüre öffnet.

V.

Die Léperos.

Ihr Charakter und ihre Gewohnheiten. Eines Bettlers Bitten und Verwünschungen. Die bebenden Prairien von Attakapas. Geschichte eines Lépero. Ein Zweikampf. Blutige Rache. Verfolgung des Mörders und dessen Ende.

Von all den verächtlichen Klassen des mexikanischen Volkes sind keine mehr geeignet, einen Fremden mit Abscheu und Ekel zu erfüllen, als jene Vagabunden-Zünfte beiderlei Geschlechts, die man mit dem Namen „Léperos" bezeichnet. Im höchsten Grade schmutzig und abstoßend in ihrer äußeren Erscheinung, sind sie Bettler, Spieler und Diebe zugleich. Man würde ungerecht sein, wollte man einen Lépero nur in einer dieser drei Eigenschaften schildern, denn er zeigt abwechselnd die eigenthümlichen Merkmale jeder einzelnen und die Schnelligkeit, mit welcher er von einem Charakter zum anderen übergeht, ist wahrhaft überraschend.

Wir wollen einige Personen dieser Klasse näher in's Auge fassen. Jener Mann, der jetzt so schnell

auf jenem Pfade dahin geht, hat den ganzen Tag lang abwechselnd gebettelt und gespielt und jetzt, nachdem es zum Betteln zu dunkel geworden ist, wird er anfangen zu stehlen. Vor einer halben Stunde stand er in demüthig flehender Stellung auf der Straße, über einen kranken Körper und leeren Magen klagend — und jetzt tritt er frech und lustig in jenes Gemach — und mit welcher listigen Miene legt er im Kreise einer Anzahl Menschen, die ebenso niederträchtig sind, wie er selber, seinen unrecht erworbenen Gewinn auf den Tisch!

Bald kommt es zwischen den Spielern zu einem heftigen Streite; es blitzen Messer und es werden Stiche und Stöße ausgetauscht, denn die Léperos sind meist heftig und streitsüchtig gegen einander, so daß durch ihre leidenschaftlichen Streitigkeiten und verzweifelten Kämpfe häufig Tumulte entstehen. Es mag überraschen, daß man dieses Unwesen duldet, aber bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft in der mexikanischen Hauptstadt benimmt sich niemand trotziger und unverschämter (außer wenn er Almosen bettelt) als der herumstreichende Lépero.

Seht jenen elenden Menschen mit gekrümmter Gestalt und boshaftem Gesichte, dessen verbundenes Bein unter dem Gewichte seines Körpers zu zittern scheint, indem er stöhnend und ächzend seinen alten Sombrero ausstreckt, um eine mildthätige Gabe von Euch zu fordern. „Um der Liebe der heiligen Jungfrau willen," fleht er Euch an, „habet Erbarmen mit mir! Bei den Seufzern und Wunden des sterbenden Erlösers beschwöre ich Euch, habet Mitleid mit meinen Qualen!

Bei Eurer Hoffnung auf himmlische Seligkeit bemitleidet meinen Jammer! Habet Ihr eine Mutter? — Um ihretwillen, um der heiligen Mutter willen da oben im Himmel schauet mit Erbarmen auf mich! Habet Ihr ein Weib? Möchte das theuere Andenken an sie Euch bewegen, mein Elend zu lindern! Habet Ihr Kinder? — Um ihretwillen, um jenes heiligen Kindes willen — hört mich an und schenkt mir Euer Mitleid! Ich will beten und flehen, daß alle Segnungen der Erde und des Himmels auf ewig Euer Theil sein mögen!"

Ihr gehet vorüber, ohne dem Bettler das erwartete Almosen zu reichen; seine Stirne zieht sich in Falten, sein Gesicht verfinstert sich, indem er sich abwendet, und sein Flehen verwandelt sich in Verwünschungen. „Mögen alle Furien der bodenlosen Hölle Dich verfolgen! Mögen Schlangenzungen und Natterngift Dich vernichten! Mögen alle Heiligen des Himmels auf ewig Dich verdammen! Möge jedes Labsal Dir versagt, der Himmel auf ewig Dir verschlossen sein! Dein Weib und Deine Kinder mögen Deinen Armen entrissen werden und vor Deinen Augen jämmerlich umkommen! Möge Dein Fleisch an Deinen Knochen langsam verfaulen, Dein Tod von Qualen und Grauen begleitet sein und Dein Körper ewig unbegraben bleiben!" In dieser Weise ergießt sich der verhärtete Bösewicht in Bitten und Drohungen, in Gebete und Verwünschungen und es ist ein Glück für Euch, daß Ihr Euch nicht in seiner Gewalt befindet.

Das Leben der Frauen dieser Klasse ist im höchsten Grade elend und schmachvoll; sie sind an Zank

und Krieg gewöhnt und pflegen verborgene Dolche bei sich zu tragen.

Aber so entsittlicht die Léperos im Ganzen auch sein mögen, so sind sie doch nicht alle in gleichem Grade verderbt, und man findet dann und wann einen unter ihnen, der etwas weniger schlecht ist als die große Menge. Jeder Aufklärung und sittlichen Veredlung entrückt, sind diese Menschen fast zur Stufe der Thiere herabgesunken, findet man aber dann und wann wirklich einige versöhnende Ausnahmen, so erscheinen sie des Contrastes wegen nur um so bemitleidenswerther.

Ein Freund von mir traf einen Lépero in Attakapas, der auf einer der dortigen Prairien, die man zur Viehzucht und zur Weide benutzt, als Hirt diente. Durch eigenthümliche Umstände in jene Gegend verschlagen, lebte er friedlicher und ehrbarer und folglich auch glücklicher als zuvor. „In seinem Aeußeren," sagte mein Freund, „erhob er sich über das durchschnittliche Maß der Mexikaner seiner Klasse; sein Körper war kräftiger, sein Gesicht weniger abstoßend und obgleich seine Geschichte furchtbar und schrecklich war, so verrieth doch die Art, mit welcher er sie erzählte, oft genug das Vorhandensein eines keineswegs kalten und fühllosen Herzens."

„Vielleicht wissen Sie," fuhr mein Freund fort, „daß die Prairien von Attakapas eigentlich nichts weiter sind, als Landstrecken, die sich aus Bäumen gebildet haben, welche entweder gefallen oder auf Seeen, die später ihre Zuflüsse verloren haben, angeschwemmt worden sind. Dieser Niederschlag hat mit der Zeit eine veste

Oberfläche angenommen, so daß hier Menschen wohnen, leichte Schuppen und Hütten erbauen und Viehzucht treiben können. Die Bodendecke ist jedoch an manchen Stellen so dünn, daß durch das Gewicht einiger Ochsen eine zitternde, bebende Bewegung entsteht, und dieser Eigenthümlichkeit wegen heißen sie die zitternden oder bebenden Prairien. An manchen Stellen, besonders in der Nähe der Gränzen sinkt die Erde zuweilen ein und es bilden sich Vertiefungen und Risse, in welche mit der Zeit das Salzwasser aus dem mexikanischen Meerbusen seinen Weg findet. Aber ich wollte Ihnen die Geschichte des Lépero mittheilen. Er erzählte sie mir mit folgenden Worten:"

„Es sind jetzt fast zwei Jahre, Señor, als ich zum ersten Male meinem ärgsten Feinde begegnete. Es war in einem sehr gefüllten Spielhause in der Stadt Mexiko, das von unserer Klasse fleißig besucht wird, und der Zufall machte uns in den ersten Nächten zu Spielgenossen. Es war ein kleiner, aber kräftiger Mann mit Augen, die wie brennende Kohlen zu glühen schienen und fast aus ihren Höhlen traten, wenn das Glück sich von ihm abwendete.

„Der Mann, von welchem ich rede, war einer der glücklichsten Spieler in Mexiko — schlau und geschickt, aber er bediente sich zuweilen unredlicher Kunstgriffe, die ihm sehr geläufig waren — so daß ich mich nicht enthalten konnte, sein Verfahren bloßzustellen, als ich einige Tage später im Spiele sein Gegner wurde. Er wies meine Behauptung mit lautem Geschrei zurück, und als ich sie wiederholte, gerieth er in heftige Wuth. Es folgten leidenschaftliche Worte und gegenseitige

Herausforderungen; wir wurden von einem Haufen von Zuschauern umringt und er zog sein Messer hervor und führte einen wüthenden Stoß gegen meine Brust; aber ich entging dem Angriffe durch eine schnelle Bewegung und da die Zuschauer bemerkten, daß ich unbewaffnet war, trennten sie uns und wir schieden in bitterer Feindschaft, nachdem wir verabredet hatten, früh am nächsten Morgen uns zu treffen und die Sache auszufechten.

„Ich suchte damals, gegen die herrschende Sitte der Léperos, mir meinen Unterhalt als Lastträger zu verdienen, denn ich hatte ein Weib und zwei Kinder, die ich zärtlicher liebte, als ich glaubte, wie ich später, nachdem ich sie verloren hatte, nur zu deutlich erkannte. Ich sah besonders aus diesem Grunde dem verabredeten Zusammentreffen nicht gerade mit angenehmen Gefühlen entgegen.

„Obgleich solche Kämpfe unter uns sehr gewöhnlich sind, so hatten doch viele von unseren Gefährten an dem Streite im Spielhause so großes Wohlgefallen gefunden, daß sie schon vor uns auf dem Platze waren. Sie schloßen eine Art Kreis für unseren Zweikampf und erwarteten offenbar mit großer Freude dessen Anfang. Unsere zerlumpten Serapés um den linken Arm werfend, machten wir anfänglich nur vorsichtige entfernte Ausfälle mit unseren Messern; dann aber wurden wir wärmer und ich bemerkte bald, daß mein Gegner, wenn auch in anderen Dingen sehr gewandt und erfahren, mir an Kraft und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffe keineswegs gewachsen war, während mir seine Wuth und Rachsucht nur einen

noch größeren Vortheil gaben. Er verlor endlich alle Geduld, als er sich fast überwunden und leicht verwundet fühlte, und sich zu einem wüthenden Angriffe ermannend stieß er mit all' seiner Kraft nach meinem Herzen. Glücklicher Weise fing ich den Stoß in den Falten meines Serapés auf und versetzte meinem Feinde dagegen einen tiefen Stich in den Rücken, ehe er Zeit hatte, das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Er fiel zu Boden und verlor die Besinnung ehe seine Freunde die Wunde verbinden oder das daraus hervorströmende Blut stillen konnten. In dem Augenblicke jedoch, als sie ihn hinwegtragen wollten, sprang er mit der geringen Kraft, die ihm noch übrig geblieben war, aus ihren Armen und drang, schäumend vor Wuth und Schmerz und mit blutigem Körper noch einmal auf mich ein. Es wurde mir dießmal nicht schwer, ihn abzuwehren und sein Blutverlust machte ihn auf's neue ohnmächtig. Als man ihn hinwegtrug, kam er wieder zu sich und ich sah, daß sein Auge vest und mit dem Ausdrucke glühender, unversöhnlicher Feindschaft auf mich gerichtet war. Ich wußte, daß er sich rächen würde — ich erwartete es — aber ich war nicht auf eine so gräßliche Rache vorbereitet.

„Nachdem er sich von den Folgen seiner Wunde erholt hatte, verschwand er plötzlich — niemand wußte wohin, und ich hatte ihn fast schon vergessen, als ich plötzlich auf's neue in der entsetzlichsten Weise an seine Feindschaft erinnert wurde. Ich kehrte eines Abends später als gewöhnlich nach der Hütte zurück, in welcher ich wohnte, und war höchlich erfreut über das Glück, das mir an diesem Tage geblüht hatte; ich

hatte glücklich gespielt, das ist allerdings wahr; aber ich freute mich darüber bei Weitem nicht so sehr, wie über die dauernde und regelmäßige Beschäftigung, die mir an diesem Tage endlich zugesichert worden war, und mit deren Ertrage ich meine Familie in Zukunft erhalten konnte, ohne zu den seitherigen Mitteln meine Zuflucht zu nehmen oder mit der Gesellschaft zu verkehren, an welche ich bis jetzt gewöhnt gewesen war. „Wie glücklich werde ich sein," dachte ich, „wenn ich redlich leben und mir sagen kann, daß auch meine Kinder redliche Leute werden sollen. Schmach und Elend sind nun überstanden, denke ich, und wir können nicht wissen, welches Glück uns noch erwartet."

„In dieser heiteren, freudigen Stimmung näherte ich mich meiner Hütte, aber mich überraschte die Dunkelheit und Ruhe, von welcher ich bei meinem Eintritte empfangen wurde. Ich vermuthete im ersten Augenblicke, daß meine Familie, während sie mich erwartet hatte, vom Schlafe überrascht worden sei — aber wie kam es, daß man die Thüre halb offen gelassen hatte? Ich zündete ein Licht an und erkannte schnell die entsetzliche Ursache. Mein Weib und meine zwei Kinder lagen in einer Blutlache auf dem Boden — ganz todt und mit durchschnittenen Kehlen.

„Wer vermöchte die Gefühle zu schildern, von welchen ich mich in dieser Nacht ergriffen fühlte; mein Kopf schien in Feuer zu stehen und der Schlag, der mich getroffen hatte, lähmte jede Kraft. Ich lag mehre Stunden neben den Gemordeten auf dem Boden und beneidete sie um ihr Schicksal, so entsetzlich der Anblick

auch war. Als der Morgen tagte, erwachte ich jedoch aus dieser Erstarrung und erhob mich mit zitternden Gliedern und blutigen Kleidern von dem Boden. Aber ich erwachte zum glühendsten Rachedurst und als die ersten Strahlen der Sonne in das Gemach fielen, gelobte ich bei allem, das mir theuer gewesen war, den Mörder meiner Familie mit unermüdlichem Eifer zu verfolgen, wo nur immer ich seine Spur finden könnte.

„Aber noch an demselben Tage wurde ich von einer unwilligen Menge hinweggeführt und vor dem „Administrador“ beschuldigt, mein Weib und meine Kinder ermordet zu haben. Mein wildes, verstörtes Ansehen, meine verworrenen Worte und vor Allem das Blut an meinen Kleidern und an meinem Körper schienen die abscheuliche That zu beweisen; meine Versicherungen, daß ich unschuldig sei, blieben unbeachtet, meine Angaben und Aussagen fanden kein Gehör, und ich wurde in Folge der entsetzlichen Anklage mehre Monate in der „Accordada“ gefangen gehalten. Endlich wurden einige von dem Mörder zurückgelassene Spuren entdeckt und obgleich er glücklich entronnen war, so kam doch allmälig die Wahrheit an den Tag und ich wurde wieder in Freiheit gesetzt. Ich traf schnell alle nöthigen Vorkehrungen zu meiner Reise, hing einen Sack mit Lebensmitteln über meine Schulter, besuchte noch einmal das Grab meines Weibes und meiner Kinder und begann meine Verfolgung.

„Mein Feind war klug und schlau und hatte vollauf Zeit gehabt, sich nach einer entfernten Gegend zu

flüchten, so daß meine Nachforschungen, obschon ich unermüdlich und von dem Geiste der Rache angespornt wurde, erfolglos bleiben mußten. Ich wanderte lange Zeit vergebens von einem Theile des Landes nach dem anderen; aber ich war entschlossen, meine Verfolgung nie aufzugeben und die Schwierigkeiten, die mir entgegentraten, dienten nur dazu, mich in meinem Vorsatze zu bestärken.

„Endlich erlangte ich einige Auskunft hinsichtlich meines Feindes, die mich nordwärts führte, und als ich ungefähr fünfzig Ligas von diesem Orte eines Abends durch eine wüste Gegend wanderte, erreichte ich einen Reiter, der vorsichtig vor mir her ritt und sich so argwöhnisch und ängstlich umsah, daß augenblicklich der Verdacht in mir erwachte, er müßte das Thier, auf welchem er ritt, gestohlen haben. Er wendete sich um, als ich näher kam — unsere Blicke begegneten sich — es war mein alter Feind. Meine Erscheinung schien wie ein Blitzstrahl auf ihn zu wirken; er erbebte und fiel fast zu Boden; dann aber spornte er sein Pferd zu verzweifelter Eile und war meinen Blicken bald verschwunden, so sehr ich mich auch anstrengte, ihn einzuholen.

„O welch ein Grimm bemächtigte sich meiner, als ich mich auf diese Weise getäuscht fand. Ich zerraufte mein Haar, es stand Schaum auf meinen Lippen und ich befürchtete, daß mich das Bißchen Verstand, das mir noch übrig war, vollends auf ewig verlassen würde. Nur die Ueberzeugung, daß ich endlich auf seiner Spur sei, erhielt mich aufrecht; sie bewahrte mich vor Ver-

zweiflung und gab mir endlich meine Beharrlichkeit und Thatkraft für die Ausführung meines Vorsatzes zurück.

„Ich verfolgte viele erschöpfende Meilen weit dieselbe Richtung — ich will damit nicht sagen, daß ich die Reise beschwerlich fand, denn an Beschwerden und Ermüdung dachte ich nicht, aber meine Ungeduld mißgönnte jeden Schritt und verlängerte jeden Tag. In geringer Entfernung von dieser Gegend erfuhr ich endlich, daß ein Mann, welcher meiner Beschreibung zu entsprechen schien, als Vaquero oder Hirt auf diesen Prairien gesehen worden sei. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, daß er in dieser fernen abgelegenen Gegend vor meiner Verfolgung sicher sein würde, und dieß würde auch der Fall gewesen sein, hätte mich nicht die mir ertheilte Auskunft hierher geführt. Hier erreichte also meine Verfolgung ihr Ende. Ich ruhte nicht eher, als bis ich ihn, ohne von ihm bemerkt zu werden, gesehen hatte, als er eben mit einem Manne sprach, den ich für den Capitaz — seinen Brodherrn — hielt. Mit großer Anstrengung bändigte ich für diese Nacht meine heftige Leidenschaft und nachdem ich mein Messer geschärft hatte, legte ich mich auf ein Bett von Strauchwerk und Binsen und bemühte mich, jene Ruhe zu gewinnen, deren ich so sehr bedurfte; aber leider vergebens. Es war mir unmöglich zu schlafen oder zu ruhen; ich konnte kaum einige Augenblicke in derselben Stellung bleiben; die Aufregung, in welcher ich mich befand, schien mein Blut zu entflammen und ich sehnte mich nach dem Tageslichte, das meine Rachethat vollbracht sehen sollte.

„Nicht ganz eine Stunde nach Sonnenaufgang trat mein Feind ruhig aus der Thüre seiner Hütte, um an einem entgegengesetzten Theile der Prairie sein Tagewerk zu beginnen. Ich war dicht hinter ihm; er hörte meine Schritte nicht, und leicht seine Schulter berührend, zog ich in demselben Augenblicke mein Messer. Er drehte sich schnell um, entriß sich, wie ein Wahnsinniger aufschreiend, meiner Hand und lief davon. Ich verfolgte ihn, und er blieb augenblicklich wieder stehen, denn er mochte erkennen, daß er mir jetzt nicht mehr entrinnen könnte, und ermannte sich zu einem letzten verzweifelten Kampfe.

„Er war dießmal kaltblütiger als ich — er vertheidigte sein Leben — ich aber dürstete nach seinem Blute. Anfänglich war der Vortheil auf seiner Seite und er verwundete mich am linken Arme, der durch keine Verhüllung geschützt war. Aber meine Kraft und meine Wuth waren unwiderstehlich; ich warf ihn mit aller Gewalt zu Boden und schloß, an mein Weib und meine Kinder denkend, meine Waffe vester in meine Hand, um sie ihm in's Herz zu stoßen. In diesem Augenblicke wurde plötzlich von einem Dritten mein Arm ergriffen und das Messer meiner Hand entwunden. Es war der Capitaz, der uns aus der Ferne bemerkt hatte und jetzt herbeigeeilt war, um dem Kampfe ein Ende zu machen.

„Aber mit einem einzigen Schlage hatte ich den Capitaz zu Boden gestreckt und in demselben Augenblicke auch mein Messer wieder erlangt. Mittlerweile hatte sich aber auch mein Gegner wieder erhoben und

ehe ich Zeit hatte, seinem Stoße auszuweichen, gab er mir ein Andenken, das ich mit in's Grab nehmen werde. Sein Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer, denn im nächsten Augenblicke lag er unter mir und ich stieß ihm mit aller Kraft, die ich aufbieten konnte, mein Cuchillo in die Brust. Der Stoß war so gewaltig, daß die Klinge sich mit dem Hefte in seinen Körper bohrte und trotz aller Bemühungen nicht wieder herauszuziehen war.

„Als der Capitaz sich wieder erhoben hatte, erzählte ich ihm meine ganze Geschichte und sein Unwille war fast so groß, wie der meinige. Er verband meine verwundete Schulter, die heftig blutete, und dann schickten wir uns an, den Todten zu begraben. Nachdem wir die dünne Erdkruste bis zu einer geringen Tiefe durchgraben hatten, sahen wir unter uns das Wasser glänzen. Wir bevestigten hierauf an den Kopf und an die Beine meines alten Feindes einige Steine und ließen ihn durch die Oeffnung in die Tiefe fallen, wo er, wie ich nicht zweifle, bald eine Beute der Fische geworden ist.

„Meine Geschichte ist nun mit wenigen Worten beendigt, Señor," fügte der Lépero hinzu. „Ich konnte nicht nach dem Schauplatze meines vergangenen Lebens zurückkehren, ich konnte mich nicht entschließen, mich wieder zu meinen früheren Gefährten, den Léperos, zu gesellen oder in der Stadt meine Wohnung wieder aufzuschlagen, wo mein Weib und meine unschuldigen Kinder ermordet worden waren. Ich nahm daher das Anerbieten des Capitaz an, statt des Böse-

wichts, der endlich seinen gerechten Lohn gefunden hatte, in seine Dienste zu treten, und glaube, daß ich hier, obgleich ich für mein tägliches Brod mit größerer Anstrengung und länger arbeiten muß, als ich es früher zu thun gewohnt war, den Rest meiner Tage noch als redlicher Mann und in Ruhe werde verleben können."

VI.

Häusliches.

Häusliche Sitten. Trennung der Geschlechter. Folgen nationaler Absonderung. Die mexikanischen Frauen. Mangel gesellschaftlichen Verkehrs. Gastfreundschaft. Spazierfahrten und Besuche. Behandlung der Dienstleute. Priesterliche Einmischungen. Klatsch und Scandal. Eine verfolgte Familie.

Die häuslichen Sitten der Mexicaner sind in Bezug auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft entschieden roh, selbstsüchtig und sinnlich. Der weibliche Charakter steht bei der Mehrheit der Gesellschaft in geringer Achtung und die gesellschaftliche Sitte ist in Folge dessen abstoßend und ungeschliffen. Der ziemlich allgemein herrschende Gebrauch, daß die Männer in den besseren Gemächern wohnen und speisen, während ihren Frauen und Töchtern die unteren Räume angewiesen sind, ist, wie man sich denken kann, für alle Parteien im höchsten Grade verderblich, denn die Männer werden roh unter einander und die Frauen versinken in einen Zustand stumpfer Erniedrigung. Dieser Gebrauch herrscht jedoch vorzugsweise in den Familien der Mittelklasse — wenn es überhaupt eine

Mittelklasse gibt — nicht aber in demselben Umfange in vornehmen Häusern und eben so wenig bei den Armen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil derselbe schmutzige Fußboden der unsauberen Hütte gewöhnlich dem Aelternpaare, den Söhnen, den Töchtern, dem Rindvieh und anderen Hausthieren als Lagerstätte dient.

Könnten die Mexikaner veranlaßt werden, fleißig mit anderen Nationen zu verkehren, so würden in jeder Beziehung sehr wesentliche Vortheile für sie daraus entspringen. Aber die geographische Lage des Landes ist für sie nicht günstig genug; denn es wird durch unfruchtbare wilde Gegenden von den Vereinigten Staaten getrennt, während es auf anderen Seiten durch hohe Gebirge und Meere von anderen Ländern geschieden ist. Diese ungünstigen Umstände würden allerdings für thatkräftigere Geister keine allzu großen Hindernisse sein, aber die Halbspanier fügen sich ohne Weiteres ihrer Lage; sie scheinen zu glauben, daß das Vergraben in ihre eigene Lässigkeit ihr beßter Schutz und das Mißtrauen gegen die ganze übrige Welt ihre beßte Weisheit sei. Der National-Charakter behauptet sich, wie es gewöhnlich der Fall ist, mehr oder weniger in Individuen und Familien.

Die unaufhörlichen Bürgerkriege und Revolutionen haben ebenfalls einen sehr hemmenden und zerstörenden Einfluß auf die Entwickelung nationaler und häuslicher Gesittung gehabt. In seine eifersüchtigen Beschränkungen sich verschanzend und allen Verkehr mit anderen Völkern vermeidend, hat das mexikanische Volk seinen Unmuth von Zeit zu Zeit an sich selber aus-

gelassen. Sollte sich jedoch eine liberalere National-Gesinnung im Lande Geltung verschaffen und das Licht der Wissenschaft und Aufklärung die Wolken der Unwissenheit und des Aberglaubens zerstreuen, so darf man auch jene Früchte individueller Veredlung erwarten, die nur in der reinen Atmosphäre häuslicher Glückseligkeit und freier Gesetze gedeihen.

Die mexikanischen Frauen sind von Natur gutmüthig, gesellig, gastfrei und aufrichtig; es fehlt ihnen keineswegs an Gefühl, denn sie sind ungemein erregbar und vielleicht ist die letztere Eigenschaft die Ursache von vielen Vorzügen und vielen Abirrungen in dem Zustande der mexikanischen Gesellschaft.

Bei'm Freien geht man in Mexico weit schneller zu Werke, als in den meisten anderen Ländern, obgleich es auf Seiten der Cavaliere bei solchen Bewerbungen nicht an leidenschaftlicher Hingebung fehlt. Die in der vornehmen Welt öffentlich zur Schau getragene schale Galanterie und sentimentale Ziererei zwischen den beiden Geschlechtern ist allerdings manchmal entschieden widrig. Bald nach der Verheirathung erreichen jedoch Macht und Einfluß der Frauen ihr Ende und es gibt in Folge dessen, wie ich wohl kaum zu erwähnen brauche, verschiedene charakteristische eheliche Einrichtungen, in welche man nicht allzu tief eingehen darf.

Es herrscht ein sehr empfindlicher Mangel an jenen einfachen und feinen geselligen Vergnügungen, die in gesitteteren Ländern ein so angenehmes Mittel des Verkehrs bilden. Wenn eine mexikanische Familie nicht im Stande ist, ihre Nachbarn durch eine übertriebene Schaustellung von Silbergeschirr und Juwelen, durch

üppige Speisen und kostbare Verzierungen zu überstrahlen, gibt sie lieber gar keine Gesellschaften, so daß man die ungezwungenen, gemüthlichen und unkostspieligen geselligen Vereinigungen, die anderwärts so angenehm sind, in diesem Lande vergebens sucht. Dagegen findet man nicht selten, namentlich auf dem Lande, aufrichtige herzliche und bescheidene Gastfreundschaft.

Unter den höheren Ständen zeigt sich eine auffallende Vorliebe für Morgen-Spazierfahrten und Besuche und bei vielen Leuten wird der größte Theil des Tages diesen Ausflügen und den dazu nöthigen Vorbereitungen gewidmet, denn man sucht sich bei diesen Gelegenheiten in der Pracht der Equipagen, der Kleider und des Schmuckes gegenseitig zu überbieten.

Wenn eine anständige Familie in der mexikanischen Hauptstadt ihren Wohnsitz nimmt, muß sie einem strengen Gesetz der Etikette zufolge durch gedruckte Karten ihre Ankunft anzeigen und ihr Haus ihren Freunden zur Verfügung stellen. So lange diese Karten nicht ausgesendet worden sind, hält sich niemand für befugt, seinen Besuch zu machen und Leute, die diesen Gebrauch nicht beachten wollten, würden für unartig und ungesellig gehalten und danach behandelt werden. Diese Anmeldungskarten haben gewöhnlich folgende Fassung:

„**Don Y. Z.** (hier folgt der Titel) y su esposa, **Doña X. Y. Z.** participan á su Llegada á este Capital, y se afrecen á su disposicion, en la calle de— No. —."

„Don **Y. Z.** und seine Gattin, Donna **X. Y. Z.** melden Ihnen hiermit ihre Ankunft in der Hauptstadt und stehen Ihnen zu Diensten, Straße —, Nr. —.“

Das Benehmen der höheren Klassen gegen ihre Dienstleute ist im höchsten Grade despotisch und tyrannisch. Man wählt die Dienstleute beiderlei Geschlechts gewöhnlich aus den verachteten Klassen der Gesellschaft — den ärmeren Mestizen, Indianern und Zamboes und behandelt sie daher fast ganz wie geborene oder gekaufte Sklaven. Sie erhalten häufig Schläge und die Peitsche hängt immer drohend über ihrem Kopfe, aber sie ertragen dieses Joch so geduldig, daß es nie zu Widerstand oder auch nur zu Beschwerden kommt.

Ich werde anderswo Gelegenheit nehmen, von den verderblichen Folgen priesterlicher Zudringlichkeit und Ausspäherei ausführlicher zu sprechen. Diese Einmischung ist so unerträglich erniedrigend und anstößig, daß man die Sache kaum ohne Entrüstung erwähnen oder mit ruhigem Blute die verschmitzten stets lauernden Gesichter derjenigen sehen kann, von welchen dieses System ausgeht. Die listigen Priester schleichen sich in die verborgensten Familiengeheimnisse, halten mit der Gattin geheime Zusammenkünfte, legen den Töchtern sehr gebieterische Befehle auf und umgarnen und beeinflussen die Gemüther der Söhne, verwandeln Diener und Abhänglinge in Spione, durchsuchen während der Abwesenheit des Herrn das Haus und begnügen sich nicht, auf seine Kosten von den besten Dingen zu schmausen, sondern erforschen auch noch ins Geheim seine Vermögensverhältnisse, die sie nach seinen Ausgaben, seiner Garderobe und selbst nach dem

Wein in seinem Keller berechnen, und belegen dann sein Einkommen fortwährend mit lästigen Steuern und Abgaben.

Der Hang zu Klatschereien und Verunglimpfungen ist in Mexiko fast epidemisch, denn die Leute sind träge und müssig und deshalb boshaft und geifersüchtig. Außerdem gibt es hier aber auch mehr Stoff zu dergleichen Scandal als bei einem aufgeklärteren Volke, denn priesterliche Doppelzüngigkeit und Enthüllungen aller Art haben alle kluge Zurückhaltung untergraben.

Eine Geschichte, die mir in Bezug auf eine unglückliche Familie zu Ohren kam, wird diese üble Gewohnheit hinlänglich beleuchten.

An einem schönen Märzmorgen wurden die Bewohner der Straße St. Martin in der Stadt Perota durch die Erscheinung von vier paarweise gehenden Maulthieren und einer Anzahl fremder Personen überrascht, die sehr ruhig und gemächlich durch die unregelmäßigen Reihen der vest umbauten kleinen Häuser zogen. Der menschliche Theil des Zuges bestand aus acht Personen — einem ziemlich langen Mann von angenehmen Aeußeren, dem Vater der Familie, an dessen Seite ein Maulthiertreiber ging, mit welchem er sprach — einem blühenden Jüngling von ungefähr siebzehn Jahren, der ein etwas jüngeres reizendes Mädchen führte und einem unruhigen Knaben von zehn Jahren, der des Vaters ganzes Ebenbild war und die Maulthiere fortwährend mit einem langen Stocke schlug. Eines der Maulthiere trug eine sorgfältig gekleidete Frau, die Mutter der Familie, und ein anderes zwei kleine Kinder, und die beiden anderen

waren mit verschiedenen anständigen und gutgehaltenen Hausgeräthschaften beladen.

Diese Personen bildeten die Familie des achtbaren Kuys de Bogota, eines harmlosen Mannes, der nicht mit Unrecht seine Abkunft von fast rein spanischem Blute nachzuweisen suchte. Er hatte aus irgend einem Grunde — ich glaube er war Theilnehmer an einer verunglückten Thonwaaren=Fabrik gewesen — seinen seitherigen Wohnsitz in Puebla aufgegeben und wollte sich nun mit seiner Familie in der kleinen Stadt Perota niederlassen, um hier so zurückgezogen als möglich zu leben.

Kuys de Bogota war ein ruhiger und würdiger Mann, friedlich und bescheiden fast bis zur Fehlerhaftigkeit, denn er war in Folge dieser Eigenschaften von seinem seitherigen Geschäftsgenossen so bedeutend übervortheilt worden, daß er von dem Ertrage des Unternehmens fast nichts erhalten hatte und endlich ohne die geringste Entschädigung verdrängt worden war. Der rechtschaffene Kuys würde daher mit seiner Familie in wirkliche Bedrängniß gerathen sein, hätte nicht seine Gattin ein kleines Vermögen besessen, von dessen sehr mäßigem Ertrage man leben wollte. In seiner äußeren Erscheinung war dieser Mann ziemlich blühend und stattlich, obgleich er seit der unglücklichen Veränderung seiner Verhältnisse in seiner Kleidung etwas nachlässig geworden war.

Die Señora, seine Gattin, war ebenfalls ein Muster ihrer Art; sie war des armen Kuys getreue Gehilfin gewesen, und hatte ihm so weit als es in ihren Kräften gestanden, stets Ersatz geboten und immer alles

zum Beßten gelenkt. Aber die letzte Katastrophe in dem Schicksale ihres Gatten hatte sie nicht abwenden können, und das traurige Ereigniß hatte die Folge gehabt, ihr die Welt zu verleiden und sie mit einem zurückgezogenen abgeschiedenen Leben im Kreise ihrer Familie auszusöhnen; aber sie war eine der sanftesten Menschenfeindinnen und wurde von ihrem Gatten und ihren Kindern zärtlich geliebt.

Die Kinder hatten bis jetzt den Aeltern noch keine Veranlassung zur Besorgniß gegeben. Der älteste Sohn Rual war lebhaft, gutmüthig und verständig und hatte seither seinem Vater im Geschäfte treulich beigestanden. Clara die Tochter war eben so hübsch als sittsam und obgleich ihr wenigstens schon drei Heirathsanträge gemacht worden waren, so hatte sie es doch bis jetzt noch nicht für passend erachtet, einem derselben anzunehmen. Der kleine Mig oder Miguel, jener Wildfang, der die Maulthiere antrieb, war jedenfalls der Uebermüthigste in der Familie und hatte seine achtbaren Aeltern schon mehrfach beunruhigt. Die beiden jüngsten Kinder waren nur sanft und anziehend.

Nachdem die Familie in Perota angelangt war, bezog sie eines der kerkerartigsten von den düsteren kleinen Häusern an dem nördlichen Ende der Straße, dessen einziger Eingang durch einen Hofraum führte und das keine andere Verzierung aufzuzeigen hatte, als einige abgestorbene Pflanzen, die in Adobe-Töpfen auf einer unter dem Giebelende des Hauses angebrachten Bank standen. Diese Wohnung war so vollständig abgeschlossen, daß es aussah, als könnte man ohne Hilfe eines Kerkermeisters nicht wieder herauskommen,

wenn man sich einmal im Innern befand; aber in dieser Beziehung harmonirte sie vollkommen mit den Gefühlen der vom Schicksal heimgesuchten Wesen, die hier eine Zuflucht suchten.

Noch nie war unter den klatschsüchtigen Nachbarn eifriger und neugieriger geforscht und vermuthet worden, als bei der Ankunft dieser Familie. „Wer waren sie? Woher kamen sie? Aus wie vielen Personen bestand die Familie? War sie vermögend? In welchen Umständen befand sie sich? Aus welchem Grunde hatte sie ihren seitherigen Wohnort verlassen? Was mochte sie veranlaßt haben, gerade eine solche Wohnung zu wählen? Wie alt mochten sie sein? War der junge Mann ihr Sohn oder der Tochter Gatte? Waren zwischen der Tochter und dem lebendigen kleinen Knaben Kinder gestorben und — waren die jüngsten Kinder Zwillinge oder nicht?“ Von dieser Art waren die Fragen und Muthmaßungen, die unter der theilnehmenden Nachbarschaft geschäftig erörtert wurden und je weniger diese Leute im Stande waren, über diese Punkte Gewißheit zu erlangen, desto mehr wurde ihre Neugierde gereizt und angeregt.

Wäre die Familie Bogota in sehr ärmlichen und bedrückten Verhältnissen gewesen, so würde man sich nur wenig um sie bekümmert haben, aber es lag etwas „Achtbares“ und Vornehmes in ihrem ganzen Wesen, wodurch alles, was sie betraf, ein Gegenstand von hohem Interesse wurde. Ein kleiner Schneider, der dem Hause gegenüber wohnte und eine Tortilla-Kuchenbäckerin, seine Nachbarin, geriethen in ein wahres Fieber der Neugier, und wenn nicht bald etwas bekannt wurde,

so schienen sie fast im Stande zu sein, dieser Sache wegen ihr Gewerbe gänzlich außer Acht zu lassen.

Jetzt wäre vorzugsweise die rechte Zeit gewesen, welche die neuangelangte Familie hätte benutzen sollen, sich bei ihren neugierigen Nachbarn beliebt zu machen. Wäre sie klug und vorsichtig gewesen, so würde sie sich beeilt haben, die allgemeine Neugier zu befriedigen. Da sie aber nicht klug und vorsichtig war, so ließ sie die Gelegenheit vorübergehen und bald wendete sich der Strom der öffentlichen Meinung gegen sie. Der kleine Schneider und die Tortilla-Kuchenbäckerin, sowie mehre andere achtbare Gewerbsleute und Hausbewohner hatten der Familie bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Aufwartung gemacht und mit großer Sorgsamkeit sich bemüht, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen; da aber die Famlie Bogota ihrem Entschlusse, in der Abgeschiedenheit zu leben, nicht untreu werden wollte, so suchte sie solchen freundlichen Annäherungen zu entgehen und widerstand hartnäckig allen nachbarlichen Forschungen. Diese hartnäckige Zurückhaltung wurde die Ursache all des Mißgeschickes, welches später aufs neue das Dasein dieser vom Schicksal verfolgten Familie trübte.

Eine Zeit lang lebte die Familie in ruhiger Sorglosigkeit. Die Klatscher warteten nur auf eine leichte Veranlassung, um alle möglichen boshaften Gerüchte und Berichte zum Nachtheil der neuen Nachbarn in Umlauf zu bringen und es fand sich bald Gelegenheit, das erste Glied zu einer Kette abscheulicher Verleumdungen zu schmieden.

Es wurde bemerkt, daß die Familie nur sehr sel-

ten während der Woche die Messe besuchte. Sonntags ging sie allerdings, wie es Pflicht war, sehr regelmäßig in die Kirche; aber dieß war nicht genügend. Auch verkehrte die Hausfrau nicht so häufig wie es einer guten Katholikin geziemte, mit ihrem Beichtvater und als der Geistliche Gelegenheit nahm, der Familie seinen Besuch zu machen, wurde er höflich, aber nicht mit jener warmen Schmeichelei und Ehrerbietung empfangen, wie man sie bei solchen Gelegenheiten kundgeben muß. Dieß war ganz besonders der Fall, wenn der Hausvater abwesend war.

Hiermit war also eine Entdeckung gemacht. Die Señora Kuys de Bogota war irreligiös! Man flüsterte sogleich von Vernehmungen, Untersuchungen und von Ketzerei und war der Meinung, daß man, wäre es auch nur des Beispiels wegen, gegen solche Leute mit aller Strenge verfahren müßte. Von absichtlicher Unehrerbietigkeit gegen die Kirche und ihre Satzungen war bei dieser Frau keine Rede – aber dieß änderte die Sache nicht; sie war entschieden irreligiös.

Der wackere Kuys hatte die Gewohnheit, sich tief in sein Serapé zu hüllen und — besonders des Abends — auf einsamen Wegen herum zu wandern, um über das ihn betroffene Mißgeschick nachzudenken. Eines Abends kehrte er später als gewöhnlich von einem dieser Ausflüge zurück und hatte seinen Sombrero tief über die Stirne gezogen und seine Gestalt dicht in seinen Ueberwurf gehüllt, als er an seiner eigenen Thüre von dem gegenüber wohnenden kleinen Schneider bemerkt wurde. Der Schneider bemerkte das finstere Aussehen und den tief in die Stirne gezogenen Hut und äußerte

gegen die Tortilla-Kuchenbäckerin, die neben ihm saß, daß Kuys de Bogota ganz wie ein Ladrone aussähe. Dieß genügte; die Bäckerin und ein auserlesener Kreis von Freunden verbreiteten schnell das Gerücht, daß ihr Nachbar ein Ladrone sei, und am nächsten Tage war man allgemein überzeugt, daß Kuys eine Bande verwegener Ladrones befehlige, die damals in der Nähe ihr Unwesen trieb.

Dieß war eine zweite Entdeckung und die biederen Nachbarn brüsteten sich mit ihrem Scharfsinn.

Bei einer anderen Gelegenheit sah man nach Sonnenuntergang auch die Tochter auf einem öffentlichen Spaziergange am Arme eines fein gekleideten jungen Herrn herumwandeln, mit welchem sie lachte und sich sehr vertraulich unterhielt und der fürwahr im Scherz ihre Mantilla aufhob und sie im Winde flattern ließ. Die wohlwollenden Beobachter nahmen sich nicht die Mühe zu bemerken, daß der junge Cavalier, mit welchem sie so vertraulich herumwandelte, ihr eigener Bruder war — dieß gehörte gar nicht zur Sache und man erklärte die junge Dame ohne Weiteres für eine verworfene lasterhafte Dirne!

Dieser Bissen war süßer als alle anderen und die Nachbarn schmeichelten sich jetzt ernstlich mit der Hoffnung, „aus der Familie etwas zu machen.“

Der junge Miguel und sein älterer Bruder waren die nächsten Opfer, denn sie hatten die Vermessenheit, ihrem Vater manchmal entgegen zu gehen, wenn er von seinen Abendspaziergängen heimkehrte. Dieser Umstand machte sie natürlicher Weise zu Theilnehmern an dem verwegenen Gewerbe des Vaters. Ja wohl, sie

waren beide junge Diebe und es bestätigte sich nur das Sprüchwort: „Wie der Vater so die Söhne.“

Ein wohlwollender Freund schlenderte einst vor dem Eingange des Hofraumes herum, um die mit ihren Spiel beschäftigten zwei kleinsten Kinder zu beobachten. Die Buben hatten — wie es bei solchen kleinen Geschöpfen vorkommt, einen Haufen von Sand und Schmutz aufgebaut, womit sie sich tüchtig bearbeiteten, bis endlich einer von ihnen die Schultern des anderen so sehr bepflasterte, daß dieser wie vor Schmerz laut aufschrie. Dieß war für den wohlwollenden Freund genügend und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als allen seinen Bekannten im Vertrauen mitzutheilen, daß die Kinder des Bogota entsetzlich unfläthig und krank wären.

So standen die Dinge. Die Señora war eine irreligiöse Ketzerin! Kuys de Bogota selber war der Häuptling einer Räuberbande! Seine beiden Söhne Rual und Miguel waren junge Diebe! Die jüngsten Knaben waren unfläthig und krank und die hübsche Tochter Clara war eine lasterhafte Dirne!

Ehe viele Tage vergangen waren, erschienen zwei Priester mit einem Begleiter vor der Thüre der kleinen Wohnung und verlangten Einlaß, indem sie vorgaben, daß sie einen wichtigen Auftrag zu vollziehen hätten. Nachdem sie im oberen Stockwerke im Kreise der Familie Platz genommen hatten, erklärten sie, daß sie dießmal nicht gekommen wären, um ihrem Berufe gemäß Trost zu spenden, sondern um die Familie mit den vielfachen Anklagen bekannt zu machen, die von allen Seiten gegen sie erhoben würden und um zu

fragen, ob Kuys de Bogota etwas zu seiner Verthei-digung oder Entschuldigung zu sagen hätte. Hierauf enthüllten sie zum Entsetzen der ganzen Familie aus-führlich die Anklagen, mit welchen der Leser bekannt ist, indem sie noch mehre abscheuliche Einzelheiten hin-zufügten, die man ihnen mitgetheilt hatte und die, wie kaum erwähnt zu werden braucht, ebenfalls nach-barliche Erdichtungen waren. Ueber diese Eröffnungen im höchsten Grade betroffen, konnte Kuys keine Worte zu seiner Rechtfertigung finden und wurde von dem Begleiter der Priester aus dem Kreise seiner wei-nenden und jammernden Familie hinweggeführt und in Gewahrsam gebracht.

Nach vielen Leiden und nachdem geraume Zeit verstrichen war, wurde endlich entdeckt, daß die Ge-rüchte, die man zum Nachtheil der Familie Bogota verbreitet hatte, nicht begründet werden konnten und Kuys de Bagota wurde sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Aber sein guter Name und der Ruf seiner Familie waren untergraben und das Andenken an die ihm und den Seinigen widerfahrene unwürdige Be-handlung lastete auf ihnen als drückende Bürde. Es gab für sie nur ein Mittel, dieser beklagenswerthen Lage zu entgehen; sie verschafften sich daher heimlich einen Paß und einige Maulthiere und verließen bald nachher zur Nachtzeit die ungastliche Stadt, ohne daß jemand wußte, wohin sie ihren Weg genommen hatten.

VII.

Eine Tertulia oder Abendgesellschaft.

Die Straßen bei Abend. Der Salon. Begrüßungsförmlichkeiten. Prächtige Toilette der Gäste. Ein Bischof. Mexikanische Schönheiten. Musik, Gesang und Tanz. Karten- und Pfänderspiele. Christi Geburt und Leben. Fromme Betrachtungen eines Bischofs. Seine Erzählung von dem altmexikanischen Götzendienst. Die Gesellschaft geht auseinander.

Mein Freund Señor Tirenza in der Stadt Mexiko hatte mich zu einer Tertulia oder Abendgesellschaft eingeladen und ich ging, als es Abend wurde, zu Fuße nach seinem Hause in der „Calle de Franzisco."

Es gilt in Mexico für sehr gemein, zu Fuße durch die Straßen zu gehen, denn ein strenger Gebrauch befiehlt, daß man sich selbst bei geringen Entfernungen einer Kutsche bediene, aber an dem erwähnten Abende fand ich auf meiner Wanderung mehr Unterhaltung, als es auf andere Weise der Fall gewesen sein würde. Viele Kaufläden wurden geschlossen und die Eigenthümer standen mit eingestemmten Armen und die nie fehlende Cigarre rauchend vor den Thüren, während ihre jungen Gehilfen sich mit bettelnden Léperos herumzankten, die

um diese Zeit überall die Kaufläden mit ihren Besuchen belästigen. Von den öffentlichen Spaziergängen zogen Straßen-Musikanten mit ihren Guitarren und Tambourins nach den „Posadas" und „Pulquerias" und überall waren Straßenverkäufer mit ihrem eigenthümlichen und belustigenden Geschrei in voller Thätigkeit. Das Ausrufen von: „Gorditas! Tortillas! de horna caliente!" — „Kuchen — ganz frischer Kuchen!" nahm kein Ende. „Mantequilla! Speck, Speck — einen Real das Stück!" rief zunächst der Schmermann. „Granaditas — o köstliche Granaditas!" rief der Fruchtverkäufer. „Enten, heiß und frisch — köstliche Enten!" rief ein Wanderkrämer anderer Art, während unzählige andere auf allen Seiten mit lautem Geschrei „Cigarillos," heiße Kastanien, „Bocadillo de coco," Zuckerwerk, „Frijoles und Chile" und Salzfleisch ausboten.

Ich trat endlich in das Haus meines Freundes und wurde in den im zweiten Stockwerke gelegenen großen Salon geführt, dessen glänzende Einrichtung mich überraschte. Das große und hohe von mehren buntfarbigen strahlenden Lampen erhellte Gemach war in der Mitte leer und nur mit einigen kleinen Ottomanen ausgestattet, während die verzierten Seitentische und reichbesetzten Tafeln, die Sofas, Stühle und musikalischen Instrumente an den Seiten gruppirt waren. An den Wänden hingen einige durch prächtige Farben sich auszeichnende religiöse Gemälde und ein goldenes Crucifix und am östlichen Ende des Zimmers prangte eine aus Spanien eingeführte große prächtige Spieluhr mit einem ausgestopften Papagei, der sich mit dem Uhr-

werk bewegte. Eine fein ausgeführte sorgfältig gemalte Darstellung der Geburt Christi mit zahlreichen Figuren erfreute sich nicht geringer Aufmerksamkeit, während zwei Pianos von europäischer Bauart einladend geöffnet waren. Die Tafeln und Seitentische waren mit massiven und schön gearbeiteten Silbergeschirr mit gläsernen, Eis und anderen Erfrischungen enthaltenden Vasen, und mit Blumen- und Fruchtgefäßen besetzt, welche das Licht der buntfarbigen Lampen wiederspiegelnd, dem Ganzen ein glänzendes erquickendes Ansehen gaben.

Mexikanische Artigkeit und Förmlichkeit bei Besuchen, bei Vorstellungen und beim Abschiednehmen sind sprüchwörtlich lächerlich und lästig; es war mir hier eine gute Gelegenheit geboten, sie kennen zu lernen. Unmittelbar nachdem ich dem Herrn und der Frau vom Hause meine Aufwartung gemacht hatte, wurde ein Herr in scharlachrother, reich mit Gold gestickter Uniform angemeldet, der mit tiefen Verbeugungen ins Zimmer tretend, die Frau vom Hause mit folgenden Worten anredete:

„Hochgeehrte Frau, ich schätze mich unaussprechlich glücklich, Ihnen wie seither zu Diensten zu stehen! Sie befinden sich hoffentlich ausgezeichnet wohl?“

„Ihnen zu Diensten, Herr Oberst,“ lautete die Antwort; „dasselbe gilt von meinem Gatten und meinem Hause!“

„Madame,“ fuhr der Offizier fort, „Ihr unterthänigster, gehorsamster Diener!“

„Mein Herr, ich bin erfreut!“

„Madam, ich habe die Ehre, Ihnen die Füße zu küssen!“ Einen Schritt näher tretend und ohne Unterbrechung sich verbeugend.

„Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen die Hand zu küssen!“

„Madam, ich habe das Vergnügen, mich Ihnen und der ganzen achtbaren Gesellschaft als gehorsamen Diener vorzustellen!“

„Wir stehen alle zu Ihren Diensten, Herr Oberst!“

Von dieser und ähnlicher Art waren die Empfangsförmlichkeiten und da eine ziemlich große Anzahl von Gästen erschien und fast alle mit gleicher Aufmerksamkeit empfangen werden mußten, so kann man sich denken, daß Wirth und Wirthin eine ziemlich beschwerliche Obliegenheit zu erfüllen hatten.

Die Kleidung der Gäste, besonders der Frauen, war überaus glänzend und die verschiedenen Rangordnungen und Familien schienen in Bezug auf Juwelen und Kleiderpracht mit einander zu wetteifern. Eine der glänzendsten Erscheinungen war eine jugendliche Señorita, die einzige Tochter eines Generals; sie trug ein Gewand von dunkelrothem Sammt mit weißen Atlas-Blumen gestickt, ein mit silbernen Spangen verziertes und mit den feinsten Spitzen besetztes Mieder und ein ebenfalls mit Spitzen besetztes Unterkleid; eine blauseidene Schärpe, die hinten zusammengebunden war, eine Mantilla von feinen mit Diamanten verzierten Blonden, Diamanten-Ohrgehänge und ein Halsband von Perlen und Diamanten.

Eine andere Dame trug eine Kleidung, die einige Aehnlichkeit mit der Feiertagstracht der Landleute hatte

und sehr anmuthig aussah. Ein mit Gold gesticktes Atlaßgewand stand vorn offen und ließ ein feines Spitzenhemd hervorschauen; den Hals bedeckte ein mit Gold gesäumtes Musselin-Tuch und ein mit Spitzen besetztes und mit Gold gesticktes Unterkleid von dunkelrother Seide stach auffallend gegen einen anderen darunter befindlichen Rock von hellererer Farbe ab, der mit buntfarbigen Bogen verziert war. Andere Frauen erschienen in schwarzen und dunkelblauen Spitzen-Kleidern mit Unterkleidern von Atlaß und kurzen Aermeln, in prächtigen mit Diamanten-Schnallen bevestigten Mantillen, Perlen-Halsbändern und weißen und blaßrothen Atlaß-Schuhen.

Die männlichen Gäste trugen größtentheils gestickte Jacctis und Serapés und aufgeschlitzte Beinkleider oder prächtige Uniformen, denn Offiziere sind hier sehr beliebt. Meine Aufmerksamkeit wurde vorzugsweise von einem ziemlich geistlos aussehenden Bischof aus einer entfernten Provinz in Anspruch genommen, der von zwei ehrerbietigen Priestern begleitet im Auftrage seiner Kirche nach der Hauptstadt gekommen war. Ich hatte im Laufe des Abends die Ehre, den ehrwürdigen Herrn durch ein kurzes Gespräch näher kennen zu lernen.

Großes Aufsehen erregte eine junge Dame mit hellblauen Augen und von heller rosiger Gesichtsfarbe. Sie war von spanischer Abkunft, hatte aber fast von Kindheit an in den Vereinigten Staaten gelebt und ihre helle Gesichtsfarbe und ihr blondes Haar schienen von den dunkelfarbigen Schönen, von welchen sie um-

geben war, wie Wunderdinge angestaunt zu werden, so selten sind in diesem Lande solche Erscheinungen. Ein Fremder aus Europa wird die Schönheit der Mexikanerinnen schwerlich zu würdigen verstehen, ehe er nicht mit der Zeit sich einigermaßen daran gewöhnt hat. Ihre Reize bestehen gewöhnlich in glänzenden flüssigen dunklen Augen, üppigem schwarzen Haar, schönen Händen und Armen und sehr zierlichen Füßen, obgleich letztere häufig durch zu kleine Schuhe etwas verunstaltet werden. Sie haben dagegen weder die frische Schönheit der englischen Frauen, noch die Lebendigkeit der Französinnen, weder das feine Ansehen der Amerikanerinnen, noch die klassische Schönheit der Griechinnen. Die mexikanischen Frauen sind häufig klein und stark, mit schwärzlichen Zähnen und dunkler Gesichtsfarbe ausgestattet, aber es gibt allerdings zahlreiche schöne Ausnahmen, die vorzugsweise sehr reizend erscheinen, wenn sie in ihren Wagen oder im Opernhause sitzen.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit waren die Frauen, wie es mir vorkam, allzusehr geputzt und es fehlte ihnen bei aller Pracht offenbar an jener eleganten Einfachheit, welche die beßte Begleiterin der Schönheit und eines der untrüglichsten Zeichen eines guten Geschmackes ist.

Nachdem Früchte, Eis und Wein herumgereicht worden waren, richteten sich alle Blicke wie in Folge einer allgemeinen Verabredung auf die geöffneten Pianos und Señora Quienta, die als gute Sängerin bekannt war, wurde von der Wirthin ersucht, der Ge-

sellschaft etwas zum Beßten zu geben. Sie sang mit gutem Erfolge mehre hübsche italienische Arien und dann auf besonderes Verlangen noch einige mexikanische Lieder. Obgleich richtige und wissenschaftliche Musik in Mexiko jetzt auf einer ziemlich tiefen Stufe steht, so herrscht doch noch immer eine große Vorliebe für die Kunst und schöne Stimmen sind wie in Spanien keine Seltenheit. Die Altstimme der Señora klang in den einfachen spanischen Balladen sehr vortheilhaft und obgleich die mexikanischen Lieder hinsichtlich ihres Inhalts meistentheils kindisch und nichtssagend waren, so lag doch in ihren kurzen und oft wiederholten Kadenzen etwas Liebliches und Angenehmes.

Hierauf folgte Guitarren-Musik mit Gesang; dann vereinigten sich Pianos und Guitarren; es wurde eine Quadrille gespielt und die verschiedenen Gruppen ordneten sich zum Tanze, der mit großem Eifer fortgesetzt wurde. Es folgte nach kurzer Pause ein deutscher Cotillon und endlich ein Walzer. Die jüngeren Tänzer und Tänzerinnen begannen dann die dem Lande eigenthümliche „Jarabes", „Afforrados" und „Enanos", ziemlich einförmige Tänze, mit kurzen Schritten und schneller Musik.

Vom Tanze ermüdet, vereinigten sich endlich die älteren Herren und Damen zum Kartenspiel oder Gespräch, während die jüngeren die üblichen „Juegos de prendas" oder Pfänderspiele begannen. Nach einer Unterhaltung verlangend, die mir irgendwie nützlich sein konnte, bemühte ich mich, dem bereits erwähnten ehrwürdigen Bischof und seinen Begleitern vorgestellt

zu werden und war so glücklich, meinen Zweck zu erreichen.

Der Bischof stand in bewundernder Stellung mit gefalteten Händen vor dem geschnitzten und gemalten Bildwerke, das die „Nacimiento" oder Geburt darstellend, eine große Wandnische vollkommen ausfüllte. Die Mexikaner besitzen eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, kleine Figuren auszuschnitzen und das erwähnte Bild war ein sehr günstiges Probestück dieser Kunst. Die zahlreichen Gruppen, welche die verschiedenen Abtheilungen bildeten, waren gut geschnitzt und geordnet, aber durch lächerliche Anachronismen und Mißverhältnisse entstellt.

In der Mitte des Bildes prangte ein Tempel mit elfenbeinernen Säulen und dunkelblauem Gewölbe, über welchem ein ungeheuerer Stern glänzte, der offenbar die Aufmerksamkeit einer Anzahl langbärtiger prächtig gekleideter Gestalten erweckt hatte, die aus der Ferne herbei kamen. Dieß waren die Weißen aus dem Morgenlande. In einer elfenbeinernen Krippe unter den Säulen lag von goldenen Strahlen umgeben in einem Hemde von Goldbrokat das heilige Kindlein, über welches sich zärtlich die mit einer Spitzenmantille und weißen Atlaßschuhen bekleidete heilige Jungfrau neigte, während Joseph, ebenfalls von goldenen Strahlen umgeben, einen Sombrero in der Hand aufrecht im Hintergrunde stand. In allen Winkeln des Tempelraumes lagen lockige Schäflein und langhaarige Kühe und unmittelbar im Vordergrunde knieten in verschiedenen Stellungen frommer Andacht fünf Hirten mit Hirten-

stäben und Bechern in der Hand, die aber keineswegs wie Hirten gekleidet waren. Dieß war das Hauptfeld des Bildes und es hatte offenbar große Mühe gekostet, es zu füllen und zu vervollständigen; mehre von den Wachsfiguren waren sehr schön ausgeführt, alle aber hatten jenes unnatürlich neue, glänzende Ansehen, das solchen Darstellungen meistentheils eigenthümlich ist.

Die vier übrigen Felder, von welchen sich auf jeder Seite zwei befanden, waren nicht minder charakteristisch. Das auffallendste unter ihnen war eine Darstellung des Kindermordes unter Herodes, wo der unbarmherzige König mit der Krone auf dem Haupte auf seinem Throne saß und ein Scepter in seiner Hand hielt, als hätte er die Metzelei geleitet. Phantastisch gekleidete Soldaten häuften am Fuße des Thrones geschlachtete Kinder auf und Frauen beklagten den an ihnen verübten grausamen Raub in verschiedenen guterdachten Stellungen schmerzlicher Verzweiflung. Das gegenüberstehende Bild auf der anderen Seite stellte die Flucht nach Aegypten dar; der obere Theil dieses Feldes war mit Engeln angefüllt, welche als Zuschauer über der bescheidenen Procession schwebten — und wohl hatte es nie einen so glatten schmucken Esel gegeben, wie jenen, der hier auf einem schmalen Brete über den Fluß ging. Auf seinem Rücken saß das Christus-Kind mit einem Serapé und einem kleinen Sombrero bekleidet und an seiner Seite gingen Joseph und Maria — ersterer in einem langen Mantel und einer Mönchskapuze und letztere in einem beflit-

terten Kleide und mit kleinen Diamanten-Ohrgehängen geschmückt.

Die zwei anderen Abtheilungen des Bildes stellten spätere Ereignisse dar — das letzte Abendmahl und die Fußwaschung. In einem dieser Bilder war in den Gesichtern der Apostel das höchste Erstaunen über das Benehmen des Judas ausgedrückt, auf welchen sie deuteten, und der sich mit unwilliger mürrischer Miene hastig vom Tische erhoben hatte; in dem anderen wies Petrus ziemlich heftig das Anerbieten seines Meisters zurück und im Hintergrunde stand mit dem Geldsacke in der Hand Judas Ischariot, der mit dem boshaftesten Gesichte, das man sich denken kann, auf die Gruppe schaute.

Nachdem mich der Bischof ziemlich hastig, obschon etwas förmlich begrüßt hatte, wendete er sich zu seinen Begleitern, um ihnen etwas zuzuflüstern und richtete dann seinen Blick wieder auf das Bild, dessen Darstellungen ihn sogleich Veranlassung und Stoff zu einem Gespräche zu bieten schienen, denn er begann, bald mich, bald die an seiner Seite stehenden Priester anredend, folgendermaßen:

„Welch' eine erhabene Sache, Señor, ist unser heiliger römisch-katholischer und apostolischer Glaube! Mögen Ketzer und Feinde gegen ihn eifern wie sie wollen — so mag man doch nur bedenken, welchen segensreichen Erfolg er in diesem begünstigten Lande gewonnen hat. Es sind Menschenopfer abgeschafft, entsetzliche Abscheulichkeiten beseitigt und Unsittlichkeit und Aberglaube beschränkt oder unterdrückt worden.

Man opfert nicht mehr blutige Menschenherzen gefühllosen mißgestalteten Götzenbildern in kannibalischen Tempeln, sondern betet zum einzigen wahren Gott. Die Wahrheit unserer heiligen Kirche hat ihr Banner entfaltet und die Verehrung Christi und der heiligen Jungfrau hat die Verehrung hölzerner Ungeheuer und scheußlicher Thiere verdrängt!"

Ich bemühte mich, über den Götzendienst der alten Mexikaner, auf welchen er hingedeutet hatte, etwas Näheres zu erfahren und der Bischof fügte folgende Bemerkungen hinzu:

„In den alten Azteken-Tempeln befanden sich mehre den Göttern des Krieges geweihte Heiligthümer mit Stufen und zahlreichen Altären, auf welchen Menschen geopfert wurden. Die Thüren zu diesen Heiligthümern waren häufig mit geschnitzten Köpfen von Schlangen und wilden Thieren versehen, in deren geöffneten Rachen man fortwährend die Eingeweide von Vögeln, Thieren und Menschen warf und in den Gärten, in welchen man heilige Blumen zog, wurden entsetzliche Thürme und Haufen von den Schädeln geopferter Menschen aufgebauet.

„Viele tausend Priester sangen abwechselnd Tag und Nacht sündhafte Gesänge zu Ehren der Götzenbilder und färbten sich ihr Haar schwarz und salbten sich den Körper mit Spezereien, mit verbranntem Fleisch und der Asche von Skorpionen und Spinnen. Sie hatten Götter des Friedens und des Kriegs, der Erde und der Luft, des Feuers und Wassers, des Getreides und der Blumen, der Nacht und der Sonne. In

die Höhlung des Opfersteines (der noch vorhanden ist) wurden Opfer gelegt und Priester, die mit den Federn des „Toto" oder heiligen Vogels geschmückt waren, hielten sie vest, während die Oberpriester ihnen die Brust öffneten, die Herzen herausrissen und sie in goldenen Löffeln den Hauptgötzen darbrachten, worauf die übrigen Theile der Körper als Weihrauch verbrannt wurden. Man nimmt an, daß in dieser Stadt jährlich zwischen zwanzig bis dreißig tausend Menschen geopfert worden seien!

„Gesegnet seien daher die erhabenen Christen aus Spanien", schloß der Bischof seine Rede, „die diese Grausamkeiten abschafften, und in diesem umnachteten Lande das Banner des heiligen Kreuzes und das Bild der heiligen Jungfrau erhoben."

Ich mußte bekennen, daß die katholische Religion, so sehr sie auch an Kraft und Lauterkeit verloren habe, im Vergleich mit der von dem Bischof so treffend geschilderten Religion, eine Religion der Liebe und Gnade sei, obgleich mir die Höflichkeit verbot, mein Bedauern auszusprechen, daß der Geist christlicher Liebe und Selbstaufopferung in der mexikanischen Kirche gegenwärtig so wenig sich bewähre.

Es war mittlerweile spät geworden; der Zeiger der Uhr hatte die mitternächtliche Stunde bereits überschritten, die Tänzer waren offenbar erschöpft, die Kartenspieler hatten sich erhoben und mehre Damen waren bereits mit ihren Begleitern verschwunden, so daß endlich auch für die übrigen Gäste die Zeit zum Aufbruch gekommen war. Nachdem man daher noch ein=

mal von dem leichten Weine und den kühlenden Erfrischungen genossen hatte, ging die Gesellschaft mit manchem verzögerten Abschied und vielen artigen Complimenten gegen Wirth und Wirthin allmälig auseinander und ich für meinen Theil bediente mich zur Heimkehr gern der Bequemlichkeit, die mir in einer schwerfälligen schaukelnden Kutsche mit runden Seitenwänden, rundem Dache und hervorstehenden Glasthüren geboten wurde.

VIII.

Religion.

Religion in Mexiko. Pfaffentrug. Unwissenheit und Sorglosigkeit des Volkes. Immoralität der Geistlichkeit. Ablaßhandel. Beichte und Buße.

Die Religion scheint in diesem Lande fast nichts weiter zu sein, als eine Art Entschuldigung für allerlei zweideutige und abscheuliche Handlungen — eine Art Ausgleichung für fortwährende Nichtswürdigkeiten und Versündigungen — ein sehr bequemes Mittel, mit dessen Hilfe das Volk, indem es einen gewissen Geldbetrag bezahlt und dem Geistlichen den gehörigen Grad äußerer Achtung zollt, mit ruhigem und leichten Gewissen sich allen möglichen Lastern und Ausschweifungen überlassen kann.

Das in Mexiko herrschende Pfaffenwesen ist mehr als jedes andere geeignet, bei der Geistlichkeit auf Kosten der Gemeinde Anmaßung und Herrschsucht zu nähren und der unbefangene Beobachter staunt über die von den „Padres" ausgehenden verschiedenartigen Bedrückungen, über die Geschicklichkeit, womit sie sich

in alle geheimen, politischen und häuslichen Angelegenheiten einschleichen, und über die unwürdige Ausspäherei, womit sie einzelne Personen verfolgen.

Unwissenheit und Abhängigkeit sind die wesentlichsten Folgen dieses Systems. Man spreche mit einem Mexikaner über Religion und er wird sagen, dieß sei Sache der Geistlichen, nicht die seinige, der Pater Soundso werde in dieser Beziehung für ihn thun, was ihm tauge, denn dieser sei mit seinem geistigen Wesen vertraut und er selber brauche sich um solche Dinge nicht zu kümmern. Spricht man mit ihm von Erziehung und Wissenschaft, so wird er augenblicklich einwenden, daß diese Dinge ebenfalls Sache der Geistlichen seien und daß außer diesen niemand befugt sei, sich mit dergleichen Angelegenheiten zu befassen. Man versuche es, ihn vor dem wahrscheinlichen Ausgange eines wüsten ausschweifenden Lebenswandels zu warnen, und er wird antworten, daß, so lange er und sein Beichtvater sich einander verständen, niemand weiter das geringste Recht habe, an seinem Thun und Lassen Anstoß zu nehmen. Und auf diese Weise wird alle Verantwortlichkeit den willigen Schultern der Geistlichen aufgebürdet.

Dieß mußte nothwendiger Weise zur sittlichen Entartung nicht blos des Volkes, sondern auch der Geistlichkeit führen und man kann sich nicht wundern, wenn diese jeder gründlichen Bildung entbehrend und von Jugend auf an die Schleichwege der List gewöhnt, sich so zeigen, wie es eben der Fall ist. Man pflegt die Untugenden und Laster der Priester hier zu beschönigen und nachzusehen, aber es treten doch fort-

während so mannigfache und klare Beweise ihrer Fehler und Sünden hervor, daß ein unbefangenes und unparteiliches Gemüth die wirkliche Beschaffenheit ihres Lebenswandels nicht verkennen kann. Sinnlichkeit, Anmaßung, Herrschsucht und Habgier sind ihre vorherrschendsten Eigenthümlichkeiten und sie sind größtentheils so entblößt von allen besseren Gefühlen, daß jede Bemühung, edlere und würdigere Eigenschaften zu erlangen, ihnen fern liegt.

Religiöse Dienste und Bräuche sind zu feiler Waare geworden. Man bezahlt die Erlaubniß zu allerlei Verbrechen mit Dollaren und Realen und die einem solchen Handelsgeschäfte folgende unanständige Schacherei zeigt sich in widriger Auffälligkeit. Noch schimpflicher sind die Erpressungen und Einschüchterungen am Kranken- und Sterbebette und im Handel mit denjenigen, die Freunde im Fegefeuer haben. Es ist demnach kein Wunder, wenn das Volk vor einer Religion, die von solchen Männern gelehrt wird, keine große Ehrfurcht hat, aber sie dient diesen Leuten trotzdem als wirksames Mittel, Schwache und Leichtgläubige in Schrecken und Furcht zu erhalten. Bei geeigneten Gelegenheiten wird mit Buße und anderen physischen Schrecken, mit Kirchenbann und Fegefeuer gedroht. Der Priester gibt sich ohne Bedenken das Ansehen, als sei er unumschränkter Herr über ewige Glückseligkeit und ewige Verdammniß und das unglückliche Opfer sinkt vor dem Geistlichen zitternd und in Demuth auf die Kniee und fügt sich eifrig allen Bedingungen eines gütlichen Vergleiches, welche die unbegränzte Habsucht des Priesters ihm vorschreibt.

Das Laster geht bei diesem systematischen Ablaßhandel in dem Mantel der Straflosigkeit einher. Die Begehung eines wenn auch noch so großen Verbrechens ist nur eine Kleinigkeit, wenn man die Mittel hat, die Kirche zu bestechen, und die Sünde mag noch so abscheulich sein, der Priester reinigt den Sünder, wenn ihm der übliche Ersatz geboten wird. Um den Pfad des Lasters zu ebnen, wird selbst vor Begehung eines Verbrechens Ablaß ertheilt; der Sünder hat auf diese Weise für die einmal bezahlte Nachsicht ein Guthaben bis das Verbrechen begangen ist, und es ist bis zur nächsten Gelegenheit alles ausgeglichen. Auf diese Weise genährt und gepflegt, durch sittliches Gefühl nicht beschränkt, durch die Bestechlichkeit der Kirche unterstützt und — wie die unwissenden Opfer glauben müssen — selbst von Gott gebilligt, gedeihen und wuchern alle Laster!

Ich habe einen liederlichen Cavallero in voller Pracht modischer Eleganz gekleidet, der eben von irgend einem Gelage kam, mit glühendem Gesichte und wankendem Gange in den Beichtstuhl eilen sehen, um einem frommen Vater seine kleinen Sünden zu beichten. Er wurde trotz seines halbtrunkenen Zustandes von dem Priester gnädig aufgenommen, denn er war reich und vollkommen im Stande, seine laufende Rechnung mit der Kirche zu berichtigen. Nach einer Weile kam er heiterer und fröhlicher als je wieder zum Vorschein; er hatte mit einigen Lippenbetheuerungen Besserung gelobt, einige leichte Bußen zu erfüllen versprochen und der Kirche eine Opfergabe dargeboten, die dankbar angenommen worden war. Wahrscheinlich war

er vest entschlossen, sich tiefer als vorher in Ausschweifungen und Schwelgereien zu stürzen, hoch erfreut über die Bequemlichkeit einer Einrichtung, mit deren Hilfe er sich unter so billigen Bedingungen von aller Verantwortlichkeit für seine Sünden und Laster befreien konnte.

Bald nachher wird der Beichtstuhl vielleicht von einer mit Spitzen, Fransen und Edelsteinen geschmückten Dame betreten, die mit Sünden der Eitelkeit und des Leichtsinns beladen ist. Der fromme Vater nimmt die gezierten Bekenntnisse ihrer Reue und Bußfertigkeit wenigstens eben so gütig auf, wie die des Cavalleros und sie verläßt die Beichte im beßten Vernehmen mit der Welt, mit sich selber und mit dem Priester, der ihr so mitfühlend Gehör geschenkt und ihr für ihre interessanten Thorheiten und Sünden volle Absolution ertheilt hat.

Ich habe einen Krämer mit dem Ertrage seiner Erpressung und Unredlichkeit aus seinem Laden treten und zum Priester eilen sehen, der ihn gegen ein der Kirche dargebotenes Opfer von den Folgen seiner bübischen Handlungsweise befreien sollte. Er stürzte alsdann an den Spieltisch und in den Branntweinladen, um sich in seiner Weise für sein religiöses Schuldopfer zu entschädigen, und hatte jedenfalls in kürzester Zeit für neue Sünden zu büßen.

Häufig knieen schmutzige Léperos, die Nichtswürdigsten unter den Nichtswürdigen, scheinbar in tiefer Andacht vor ihren metallenen Crucifixen; ihre Andacht wird inbrünstiger, wenn ein wohlwollender Fremder sich nähert, aber sie sind sehr schnell bei der Hand,

ihre Crucifixe in ihre zerlumpten Beinkleider zu stecken und dem Fremden die Taschen auszuplündern, wenn sich hierzu eine günstige Gelegenheit darbietet. Hierauf ziehen sie ihre Crucifixe wieder hervor und beten scheinbar mit größerem Eifer als vorher.

Solcher Beispiele ließen sich unzählige anführen, aber diese wenigen mögen vor der Hand genügen. Von jenem wahren religiösen Sinne, ohne welchen alle Glaubensbekenntnisse werthlos und nichtig sind, ist bei dem mexikanischen Volke kaum eine erwähnenswerthe Spur zu finden.

IX.

Wirksamkeit der Priester.

Bekehrung. Lehrzeit Neubekehrter. Eine fromme Indianerin. Die Kette der Gnade. Inquisitorischer Geist in Mexiko. Reichthum der Kirche. Anzahl der Geistlichen und der Kirchen und Klöster. Wie man Geld erwirbt. Ein Schauspiel auf dem Marktplatze. Procession der Hostie. Ein Priester am Sterbebette. Ein theueres Viaticum.

Die ersten spanischen Geistlichen, die sich in diesem Lande niederließen, bemühten sich mit sehr lobenswerthem Eifer, die unwissenden indianischen Einwohner zur christlichen Religion zu bekehren. Da jedoch die Eingeborenen mit großer Wärme an ihrem alten Irrglauben hingen und gegen die Ankömmlinge aus begreiflichen Gründen etwas mißtrauisch waren, so wurden allerlei mächtige eindringliche Mittel angewendet, um sie von ihren Irrthümern zu überzeugen. Die Schwachen wurden durch Einschüchterungen zur Unterwerfung gebracht, die Leichtgläubigen gewann man durch Verheißungen von Vortheilen und Vorrechten und die Halsstarrigen behandelte man summarisch als Ketzer. Sie wurden mit Gewalt niedergedrückt und verfolgt,

getödtet und gepeinigt; man hetzte sie mit Bluthunden, warf sie in Kerker und entzog ihnen die nöthigsten Lebensbedürfnisse. Die Folter begann ihre Thätigkeit und es starben Unzählige unter allerlei Qualen. In einigen Theilen des Landes waren diejenigen, welche den neuen Glauben angenommen hatten, ihren geistlichen Schutzherren zum Ersatz für Aufnahme in den Schoß der Kirche zu einer zehnjährigen Dienstbarkeit verpflichtet. Es war dies gewissermaßen eine Art Lehrzeit zur Einweihung in die Geheimnisse des wahren Katholicismus.

Die alten spanischen Mönche und Priester wurden zur Zeit der Revolution aus Mexiko vertrieben, aber ihre Nachfolger mexikanischer Abkunft sind hinsichtlich ihrer Verworfenheit und Habsucht noch weit schlimmer.

Ich bemerkte eines Tages eine junge Indianerin, die ihre ganze irdische Habe, den mühseligen Verdienst vieler schwerer Monate in der Hand tragend, sehr demüthig und bescheiden in die Kathedrale trat. Nach einer langen Beichte, nach vielen Zweifeln und Besorgnissen schien endlich zwischen ihr und dem Priester ein Vergleich zu Stande gekommen zu sein und sie überreichte ihm bis zum letzten Real ihr ganzes Geld. Er gab ihr dafür seinen Segen und eine Zusage und entließ sie. Hierauf schien die Indianerin von einer Art bebender Entzückung ergriffen zu werden und ihre Thränen rannen schneller; aber es schienen jetzt Freudenthränen zu sein. Krampfhaft ihre Hände faltend und ihre Augen zum Himmel erhebend, rief sie: „O heilige Jungfrau, ich danke Dir! Ich habe jetzt für meine Aeltern den Erlaß einer fünftausendjährigen Qual

im Fegefeuer erkauft! O, wie ich mich danach sehne, sie zu sehen, wenn sie frei sein werden! O heilige Jungfrau, ich danke Dir für diese Gnade!"

Wenn der Reisende einige kleinere Städte des Landes berührt, so wird er wahrscheinlich dicht an einigen hohen, schauerlich aussehenden Gebäuden ein Paar eiserne Säulen bemerken. An diesen ominösen Wahrzeichen mag der Fremde erkennen, daß diese Gebäude der heiligen Inquisition gehören oder einst gehörten. Vor nicht gar langer Zeit trugen diese eisernen Säulen eine Kette, welche über die Straße gezogen wurde und für die Einwohner gewissermaßen als Ablaß galt. Während einer Woche im Jahre war kein Verbrecher, welche That er auch begangen haben mochte, den Gesetzen verantwortlich, wenn er vor seiner Verhaftung diese Kette erfassen konnte. Die natürliche Folge eines solchen „Ablasses" war, daß die Stadt von Zeit zu Zeit von den entsetzlichsten Gräuelthaten heimgesucht — alljährlich von den abscheulichsten Verbrechen übersättigt wurde. So gräßlich das Vergehen, so entartet und unmenschlich der Verbrecher auch sein mochte, hatte er einmal die Kette erfaßt, so war er vor jeder Strafe sicher! So wurden Bösewichte der verworfensten Art geschützt und ermuthigt, während tugendhafte und unschuldige Leute, die ihrer Meinung oder ihres Einflusses wegen der Inquisition mißfielen, in geheime Kerker geworfen und grausam gemordet wurden.

Die inquisitorischen Folterungen und Gräuelthaten früherer Zeit haben sich in Mexiko vermindert, weil auf Seiten des unwissenden Volkes jeder Widerstand

gegen die priesterliche Herrschaft aufgehört hat; aber man kann nicht folgern, daß dergleichen Handlungen völlig verschwunden seien, weil die Urheber schlau genug sind, sie dem Tageslichte zu entziehen. Wären die Mexikaner ein aufgeklärteres Volk, so würden sich die geheimen Kerker der Inquisition auf's neue mit Märtyrern füllen, und wenn auch nicht mehr wie in alten Zeiten das Schauspiel eines Autodafes auf öffentlichen Plätzen vorkommen würde, so würden im Geheimen Ketten und Foltern, Zangen und Kohlenöfen nicht minder grausam und verderblich wieder in Wirksamkeit treten. Das System hat sich nicht verändert, es fehlt nur bei seinen Opfern der Geist des Widerstandes, und wenn die frommen Väter, die jetzt über Leib und Seele des mexikanischen Volkes herrschen, weniger häufig Gelegenheit haben, die Herzensverstockung widerspänstiger Ketzer durch Feuer und Stahl zu heilen, so finden sie jetzt eine entsprechende Beschäftigung in allerlei Schwelgereien und Unsittlichkeiten.

Als das Volk das Joch der Spanier abwarf, wurden die Jesuiten aus dem Lande vertrieben und ihre Besitzungen eingezogen, und während des Krieges erfuhren die Interessen der Geistlichkeit durch die Besuche der Amerikaner einige Beeinträchtigung, aber die mexikanische Kirche ist trotzdem noch immer unermeßlich reich. Es ist schwierig mit Genauigkeit die Summe ihrer Einkünfte anzugeben, da es hierüber keinen statistischen Nachweis gibt, aber es ist keineswegs übertrieben, wenn man den Werth des kirchlichen Eigenthums in Mexiko, aus Häusern, Klöstern, Kirchen, Juwelen, goldenen und silbernen Gefäßen und anderen Geräthen

bestehend, auf hundertundsechszig Millionen Dollars veranschlagt, ausschließlich der jährlichen Einkünfte, welche die Kirche und die Priester von ihren Heerden beziehen.

Die Zahl der Bischöfe und höheren Geistlichen ist noch immer so bedeutend wie vor der Revolution. Außer einem Erzbischofe und neun Bischöfen zählt man fast fünftausend Pfarrer. Es gibt zehn Kathedralen mit unzähligen Domherren und anderen Prälaten, und mehr als hundertundfünfzig Klöster mit fast zweitausend Mönchen — Dominikanern, Augustinern, Carmelitern, Franziskanern und Mercedariern. Die Priester und Mönche verfügen über alle Gelder, die frommen und wohlthätigen Zwecken vermacht sind, und kirchliches Eigenthum ist noch immer, wie vor der Revolution, von jeder dem Staate zu entrichtenden Steuer oder Abgabe befreit.

Man hat wegen der Armuth, unter welcher das Land im allgemeinen seufzt, einige Versuche gemacht, in diese Besitzungen einzugreifen, aber diese Neuerer mußten sehr bald wieder verstummen, und obgleich die Geistlichkeit nicht mehr aus Leuten von so guter Herkunft und Bildung besteht wie früher, so ist doch ihre Herrschaft noch immer nicht beschränkt, ihrer Anmaßung und Habsucht noch immer keine Grenze gesetzt worden.

Die verschiedenen Mittel, durch welche diese Geistlichen sich und ihre Kirche bereichern, verdienen etwas näher beleuchtet zu werden. Man gewinnt Geld durch den Verkauf von Lotterieloosen, welche die Geistlichen unter verschiedenen Vorwänden zum Besten der Klöster und geist-

lichen Häuser absetzen — durch den Erlaß von Fegefeuerqualen, welchen man an diejenigen verkauft, die um die Seelen verstorbener Verwandten besorgt sind — durch den Verkauf von Ablässen für gewisse Fristen und verschiedene Sünden, eine Waare, nach welcher das Volk begierig verlangt — durch die Opfergaben aller, welche vor den Bildern an den Straßenecken und an den Außenseiten der Kirchen beten — durch den Verkauf von Reliquien und geweihten Gegenständen, sowie von unbeweglichen Besitzungen und nicht selten durch Geschäfte, die man unmöglich näher bezeichnen kann — ferner durch den Einzelverkauf von Wachskerzen und anderen Geräthschaften an die kleinen Kapellen in entlegenen Theilen der Republik — durch Geburtstagsgeschenke, welche die Priester von ihren Verehrern und Abhänglingen empfangen — durch Wucher, denn die Geistlichkeit leiht fortwährend ihre Ueberschußkapitalien gegen ungeheuere Zinsen auf Grundbesitz — und endlich durch die Verpachtung von Häusern und Gütern, welche ihr im Laufe der Zeit in verschiedenen Theilen des Landes vermacht worden sind.

Aber das mächtigste und hauptsächlichste Mittel der Bereicherung finden die Priester am Sterbebette reicher Leute, welchen sie für die Abtretung der irdischen Güter, die sie zurücklassen, den sofortigen Genuß der himmlischen Freuden versprechen oder mit ewigen Qualen drohen, wenn diese Güter ihnen verweigert werden.

Kurz es befindet sich der größere Theil des Reichthums und der Macht des Landes in dem Besitze der Priesterschaft. Fragt man, welche Dienste sie dafür dem

Lande leistet, so kann ich nichts weiter antworten, als daß sie bei gewissen Gelegenheiten einige Aves beten und die Hostie erheben. Sie essen, trinken und schlafen üppig; nähren sich vom Beßten und tragen die feinsten und beßten Stoffe, spielen und tanzen; sie versäumen keine Gelegenheit ihre Macht und ihre Besitzungen zu vermehren und sind mit einem Worte überaus eifrig auf ihr Wohl bedacht. Eine Verpflichtung, ihren Heerden mit einem guten Beispiele voranzugehen, das Volk zu belehren, dessen Sittlichkeit und Wohlstand zu heben oder den Bedrängten auch nur Trost zu spenden — wenn es nicht um des eigenen Vortheils willen geschieht — scheinen sie jedenfalls nicht zu kennen. Sie haben für ihre eigenen Angelegenheiten und Genüsse zu sorgen und diese nehmen ihre ganze Zeit und all ihre Gedanken in Anspruch. Zum Schlusse will ich noch einen Vorfall erzählen, der auf einen dieser Priester Bezug hat und in dem Bereiche meiner eigenen Wahrnehmung sich ereignete.

Es war gegen Mittag, als der Verkehr und Lärm in einem der belebtesten Stadttheile sich vollkommen entwickelt hatten; auf den freien Plätzen und unter den Thoren und Vorhallen saßen Marktweiber mit jungen Hühnern, Truthühnern und anderem Geflügel in Käfigen; Indianer aus verschiedenen Theilen des Landes kauerten neben ihrem kleinen Krame von irdenen Waaren, Kuchen- und Bandwaaren; Landleute standen neben ihren mit Mais, Zwiebeln und anderen Gemüsen und eßbaren Wurzeln beladenen Körben; die Kaufleute waren in ihren Läden beschäftigt, ihre Bänder und Spitzen abzusetzen, und in der Nähe

lauerten lumpige Léperos auf eine günstige Gelegenheit zum Stehlen — alles ganz wie gewöhnlich.

Aber plötzlich verstummt das lärmende Geschrei der Menge; das Ohr vernimmt eine Art Musik oder Gesang und im nächsten Augenblicke erscheint ein von schön aufgeputzten Maulthieren langsam gezogener Wagen von runder und nicht eben sehr anmuthiger Gestalt, roth, blau und gelb angestrichen. Auf einem der Maulthiere sitzt ein Postillon, der eine prächtig gestickte Jacke, lederne Beinkleider, einen Sombrero und ungeheuere Sporen trägt, und zu beiden Seiten des Wagens gehen Knaben in langen Gewändern, die eine Hymne an die Jungfrau Maria singen. Im Innern sitzt behaglich ein in prächtige Gewänder gekleideter Priester, der einem sterbenden Büßer, einem reichen Sünder, der natürlicher Weise einer solchen Aufmerksamkeit würdig ist, die geweihte Hostie bringen will.

Indem der Wagen sich nähert, fällt die ganze versammelte Menge gleichzeitig auf die Kniee und die Männer entblößen ihr Haupt; jeder spricht ein Gebet und je nichtswürdiger der Knieende, desto lauter sein Gebet. Kaum aber ist der Wagen hinter der nächsten Ecke verschwunden, so tritt eine plötzliche Veränderung ein; alle erheben sich von ihren Knieen; die mit Früchten und irdenen Waaren handelnden Indianer fangen mit den Eigenthümern der Esel und Körbe wegen Beeinträchtigung des ihnen gebührenden Platzantheiles Zank und Streit an; diese drohen dagegen die Hühnersteigen der Markttreiber umzuwerfen und die gellenden Stimmen der letzteren tragen nicht wenig dazu bei,

den wilden Lärm zu vermehren. Der Kaufmann bläßt wieder den Rauch seiner Cigarre in das Gesicht seines Kunden; der Lépero eilt nach dem nächsten Spielhause und Priester und Hostie sind augenblicklich von allen wieder vergessen.

Wir wollen den frommen ehrwürdigen Vater begleiten. Der Wagen fährt in den Hofraum eines buntangestrichenen Hauses und der Priester wird ehrerbietig von der weinenden Hausfrau und ihren schluchzenden Kindern empfangen. Mit einer Miene herablassender Huld und Güte neigt er sich zu ihnen, um ihnen seinen Segen zu geben und wird dann in das Gemach des Kranken geführt. Am Bette stehen einige von des Kranken vertrautesten Freunden und während die trauernde Gattin die Thüre geschlossen hat, haben sich die zwei jüngsten Kinder — ein Mädchen mit hellen thränenfeuchten Augen und ihr kleiner Bruder — unbemerkt in das Gemach geschlichen, wo ihre gesunden holden Gesichter einen grellen Contrast gegen das bleiche abgemagerte Gesicht ihres sterbenden Vaters bilden.

„Alle Anwesende mögen das Zimmer verlassen," ruft der Priester mit gebieterischer Stimme. „Wir wollen allein sein, indem wir die letzte Beichte vernehmen und mit Hilfe der heiligen Jungfrau unserem sterbenden Bruder den letzten Trost unserer heiligen Kirche reichen."

Die Freunde und Verwandten ziehen sich langsam zurück; der Priester verfolgt sie mit seinem Blicke und einem listigen lauernden Leuchten seiner Augen bis sie

das Gemach verlassen haben, dann wendet er sich mit folgender Anrede zu dem Sterbenden:

„Es ist der Wille des Himmels, mein Sohn, daß der Engel des Todes Dir seinen Stempel auf die Stirne drücke. Ave Maria! Du verlangst nach den letzten Wohlthaten und Tröstungen der Kirche. Haben die Dienste und der Beistand unseres heiligen Amtes jetzt Werth für Dich?"

„Sacramente der Kirche — Qualen des Fegefeuers — Messen — milde Stiftungen — Ordnung meiner Angelegenheiten — Fürsorge für meine Familie" — dieß sind die einzigen Worte, die von den Lippen des Sterbendeu zu vernehmen sind.

„Wie ist Dein Gemüth gegen unsere heilige Religion gestimmt, mein Sohn?" hebt der fromme Vater wieder an.

„Ich begehre nach dem heiligen Sacrament aus Deiner Hand, ehrwürdiger Vater, und nach Deiner Vermittelung bei der heiligen Jungfrau für — ach — für Befreiung meiner Seele aus dem Fegefeuer!"

„Du bist ein großer Sünder gewesen, mein Sohn, aber die Macht der Kirche ist groß. Du bist den Pflichten, welche die Kirche Dir auferlegt, schlecht nachgekommen, Du hast Deine Bußen vernachlässigt und es werden Dich demnach verhältnißmäßige Leiden erwarten; aber die Vermittelung der Kirche ist allmächtig und sie soll Dir nicht versagt werden. Ohne Zweifel wünschest Du, daß Deine irdischen Güter, die Du zu verlassen im Begriff bist, der Erlösung Deiner Seele durch Gebete und Messen gewidmet werden sollen. Der

Weg Deiner Pflicht liegt deutlich vor Deinen Blicken, mein Sohn, und ich glaube, daß ich Deinen Wunsch errathen habe."

Indem der Priester diese Worte mit eindringlicher Stimme wiederholt, beugt er sich über das Bette, legt mit seiner eigenen zarten Hand die Kissen zurecht, auf welchen das Haupt des Leidenden ruht und lauscht auf die mit schwacher Stimme gesprochene Antwort.

„Meine Hazienda im Süden der frommen Benutzung der Kirche — eben so meine drei Häuser auf dem Plaza — mein Bergwerksantheil — mein Besitzthum in Tampico — und das Dritttheil meines Vermögens. Das Uebrige — meiner Frau — meinen Kindern — meinem Bruder und —"

„Bietest Du in Deiner letzten Stunde dem Himmel eine getheilte Gabe, verlorener Mann?" ruft der Priester unwillig. „Glaubst Du, daß Gott — und Du wirst bald vor ihm erscheinen — mit dem Zehntel Deiner Besitzungen zufrieden sein werde?"

„Aber mein Weib und meine Kinder —"

„Ich sage Dir noch einmal, daß alles, was Du hast, erforderlich sein wird, damit Du durch die unermüdlichen Bemühungen der Kirche von den Qualen befreit werdest, welche Deine Seele erwarten. Hangest Du immer noch an Deinen irdischen Reichthümern — denkst Du immer noch an die schmutzigen Interessen Deiner weltlichen Verwandten? So geh' unter in Deinen Sünden!"

„Was soll aus meiner Frau und meinen Kindern werden? Sie können nicht unversorgt — ohne einen Peso — hilflos zurückbleiben!"

„Dann gehe in's Fegefeuer, das Deiner harret. Deine letzte Stunde ist gekommen! Schon ringt der Tod mit Dir. Dich erwarten ewige Qualen! So geh' denn unter in Deiner Halsstarrigkeit und Deinen Sünden!"

„Der Wille der Kirche ist der meinige, ehrwürdiger Vater, denn ich fühle, daß ich sterbe."

Es wird ein Diener gerufen, der eilig einen Notar mit seinem Schreiber herbeiholen muß. „Denn," erklärt der schlaue Priester, „unser Bruder wünscht seine irdischen Angelegenheiten im Beisein seines geistlichen Rathgebers zu ordnen."

Der Notar erscheint und das verlangte Instrument wird eilig aufgesetzt, eine zitternde Hand berührt das Papier und eine schwache Stimme ruft: „O mein Weib und meine Kinder!" — Die Hand weigert sich anfänglich die Schrift zu unterzeichnen, aber es erfolgen neue Drohungen und Versprechungen bis endlich die Handlung vollbracht ist. Hierauf wird volle Absolution ertheilt; der Popanz des Fegefeuers wird zurückgezogen dem Dulder das letzte Sacrament gereicht; aber ehe noch die Hostie auf seiner Zuge hat schmelzen können, ist sein Geist bereits entflohen!

„Dein Geld oder Dein Leben!" war der Zuruf unserer Räuber. „Dein Vermögen oder Deine Seele!" ist die Forderung des mexikanischen Priesters.

X.

Mexikanische Kathedralen.

Glanz ihres Inneren. Kirchenraub eine Seltenheit. Die große Kathedrale in Mexiko. Goldene und silberne Altarstücke und Geländer. Die Kathedrale von Puebla. Provinzial-Kirchen. Ablaßwesen. Ein Kirchenschatz auf Wanderuug und von Räubern erbeutet. Bekenntniß des Anführers der Ladrones. Wiedererlangung der Kostbarkeiten. Die verborgenen Schätze. Ein Ueberfall. Drei lebendig begrabene Priester.

Das Innere einer mexikanischen Kathedrale zeigt einen fast orientalischen Glanz, so daß ein einziges Schauspiel dieser Art uns einen Begriff von dem Reichthume geben kann, den die prächtigen Gebäude, so wie die zahlreichen Pfarr- und Bezirkskirchen enthalten. Auf allen Seiten begegnet der Blick strahlenden Lichtern und Vergoldungen, bunten Glasfenstern, Gemälden und schimmernden Altarstücken, prächtig verzierten Decken und Karnießen. Der Altar selbst ist ein prächtiger goldener Tempel im Kleinen mit verborgenen Vertiefungen und reich mit Edelsteinen besetzten Flügelthüren, von massiven und kostbaren Geländern umgeben und mit zahlreichen goldenen Leuchtern von getriebener Arbeit geschmückt, welche auf rothen mit goldenen Fransen besetzten Kissen stehen. Heiligenbilder im prächtigsten

Farbenschmuck und glänzend herausgeputzt, Gefäße mit duftendem Räucherwerk und Weihwasserbecken vereinigen sich, die Sinne zu verwirren. Auf ansehnlichen Erhöhungen glänzen Statuen der heiligen Jungfrau, deren Hals und Stirne mit Diamanten und Smaragden, mit Perlen und Rubinen geschmückt sind. Goldene und silberne Becher, Vasen, Ketten und Kästchen, prächtig gekleidete Priester und feierliche Gesänge blenden das Auge und bestechen das Ohr — während eine Schaar jugendlicher Diener mit gefalteten Händen am Altare steht, Kerzen hält, Räuchergefäße schwingt oder die langen Schleppen der priesterlichen Gewänder trägt.

Der Reichthum der katholischen Kirche dieses Landes ist erstaunlich und wird um so auffälliger, wenn man ihn mit der tiefen Armuth und dem Elende der größeren Volksmasse vergleicht. Wundern muß man sich, daß bei einem solchen Volke Kirchenraub nicht häufiger vorkommt, als es der Fall ist; aber selbst der ärgste Bösewicht, der sich nicht bedenken wird, irgend ein anderes Verbrechen zu begehen, nimmt Anstand, die Kirche zu berauben. Es fehlt allerdings nicht an bedeutenden Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung solcher Diebstähle; die Gefahr der Entdeckung würde allzu drohend, die Strafe sicher und dem Verbrechen angemessen sein. Während des amerikanischen Krieges und einiger Revolutionen im Lande selber haben sich die mexikanischen Kathedralen allerdings einige Plünderungen gefallen lassen müssen, aber man bemerkt in ihnen trotzdem noch nicht die geringste Spur von Mangel oder Armuth.

In der großen Kathedrale der Stadt Mexiko wird dem Auge des Volkes nur ein Theil der Kostbarkeiten gezeigt; die werthvollsten Gegenstände verbirgt man, wie es heißt, an geheimen wohl verwahrten Orten. Dennoch gibt es hier genug prächtige Bildwerke, Balustraden und Verzierungen mit hunderten (man möchte fast sagen tausenden) von goldenen und silbernen Leuchtern, Kelchen und anderen Gefäßen. Der Blick des Eintretenden wird zunächst von dem in der Mitte des Gebäudes befindlichen Hochaltar gefesselt, der aus gediegenem Silber besteht und mit den schönsten Verzierungen von gediegenem Golde vollständig bedeckt ist. Den Altarraum umschließt ein weit ausgedehntes Geländer mit goldenen und silbernen Säulen von vier Fuß Höhe und ungefähr vier Zoll Stärke. Die Kathedrale enthält ungefähr dreihundert Fuß von diesem Geländer und die edlen Metalle, aus welchen es besteht, sind nur sehr unbedeutend mit Kupfer versetzt.

Die Kathedrale von Puebla dürfte hinsichtlich ihrer Pracht der Kathedrale der Hauptstadt kaum nachstehen. Sie ist um mehre Fuß über den Platz erhöht, auf welchem sie sich befindet, und hat daher ein sehr imposantes Ansehen. Auf der rechten Seite des Altars steht ein fast lebensgroßes Bild der Jungfrau Maria in einem Gewande von reichgesticktem Atlaß. Auf ihrer strahlenden Stirne prangt eine goldene, mit ungeheuer großen Smaragden besetzte Krone; ihr Hals ist mit langen Perlenschnuren geschmückt und ihr Gürtel ist eine vollkommene Kette von Diamanten und Brillanten. Die goldenen und silbernen Leuchter, welche

die Plattform des Altars umgeben, sind so massiv, daß es fast unmöglich ist, sie wegzurücken.

Außer der Kathedrale gibt es in der Stadt Mexiko über sechszig andere Kirchen und religiöse Anstalten, von welchen einige fast eben so reich sind, wie die eben beschriebene und die Kirchen der Städte Durango, Guadalajara, Zacatecas, San Louis, Potosi und Guanajuato sind ihres Reichthums und ihrer Ausstattung wegen fast nicht minder bemerkenswerth. Der Betrag an Geld und Eigenthum, der auf diese Weise fortwährend der Verwendung zu nützlichen Zwecken entzogen wird, ist unermeßlich und könnte bei guter Benutzung die Regierung aus ihrer bedrängten Lage befreien und die verschiedenen Lasten erleichtern, die gegenwärtig so schwer auf der Masse der Einwohnerschaft ruhen.

Sehr auffällige Anhängsel dieser Gebäude — denn man sieht sie an ihren Thüren und an den Ecken der gegenüberliegenden Plätze — sind die charakteristischen „Abläſſe", die so häufig zum Wohle der Gesellschaft und zum Vortheil der Kirche veröffentlicht werden. Ein Ablaß oder ein Erlaß der einer Sünde gebührenden Strafe ist entweder ein zeitweiliger oder unbedingter, ein theilweiser oder vollständiger. Ein vollständiger Ablaß ist ein Erlaß der ganzen Strafe, ein theilweiser ist nur der Erlaß eines Theiles derselben und es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine vollständige Vergünstigung dieser Art bedeutend kostspieliger ist, als eine nur zeitweilige oder theilweise.

Die Sprache, in welcher diese Abläſſe abgefaßt sind, ist im höchsten Grade profan. Der Zeitraum, für welchen

die Sünde verziehen wird, ist bis auf den Monat und auf den Tag bestimmt und der zwischen dem Himmel und dem Missethäter geschlossene Vertrag klar und ausführlich bezeichnet. Folgendes ist eine getreue Kopie eines Erzeugnisses dieser Art:

„Die getreuen Kinder der Kirche werden hierdurch benachrichtigt, daß die gnädigen Bischöfe von Zacatecas und Durango einen Ablaß von hundert Tagen für jede halbe Stunde, während welcher die Bilder der heiligen Jungfrau, des h. Petrus, des h. Michael und des h. Paulus öffentlich aufgestellt werden, und einen anderen von dreihundert Tagen für jedes Ave Maria gewährt haben, das vor einem dieser Bilder gebetet wird. Ebenso haben die erhabenen und gnädigen Bischöfe von Puebla, Jolisci, Potosi und Tarazora für ihren Theil und der hochwürdige Bruder Pablo Jesus Christus Mentezuacon für seinen Theil einen Ablaß von hundert und funfzig Tagen für jedes Wort der vorgeschriebenen Gebete an unsere erhabene Jungfrau, für jeden Schritt in ihr Haus, für jede verrichtete Andacht und für jedes während der Messe von dem Priester oder den Zuhörern gesprochene Wort gewährt, und eben so viele Tage für jede Viertelstunde, während welcher die erwähnten Bilder auf Balkonen, an Fenstern, an Mauern oder Thüren zur öffentlichen Verehrung ausgestellt sind.“

Manchmal erstreckt sich der Ablaß auf eine lächerlich lange Reihe von Jahren, wie nachstehendes Beispiel zeigt:

„Seine Heiligkeit der Papst und die Bischöfe der Districte Michoacan, San Louis und Guanajuato ha=

ben den Einwohnern dieser Stadt bei Gelegenheit der gegenwärtigen Messe gnädigst einen auf drei und fünfzig tausend fünf hundert Jahre, zwanzig Tage und acht Stunden sich erstreckenden Ablaß gewährt."

Während der bewegten und blutigen Zeiten, welche dem ersten republikanischen Congreß im Jahre 1825 vorangingen, hielten es die Vorsteher einer entlegenen Provinzial-Kathedrale für rathsam, die Gold- und Silbergeräthschaften, die Edelsteine und anderen Kostbarkeiten der größeren Sicherheit wegen nach einer anderen Kirche im Innern des Landes zu schaffen. Es wurden zu diesem Zwecke Kasten und Kisten mit falschen Böden und geheimen Vorrichtungen gefertigt, so daß bei einem räuberischen Ueberfall oder einer diebischen Durchsuchung die kostbarsten Gegenstände unentdeckt bleiben sollten. Die Schätze wurden mit der größten Sorgfalt und Heimlichkeit eingepackt und man erwog lange, welchem Geleite man die werthvolle Ladung anvertrauen sollte. Man entschied sich endlich für einen gewissen Tezarin, einen würdigen Schüler der Kirche, der im Auftrage der Regierung ein Geleit geführt hatte und nun mit seiner Schaar und von einigen frommen Brüdern der Kathedrale begleitet, die reichen Kirchenschätze unter seinem Schutze nach ihrem Bestimmungsorte geleiten sollte.

Die Karavane trat mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit ihre Reise an und die Wächter der Schätze, welche in ihrer Verpackung von gewöhnlichen Kaufmannsgütern nicht zu unterscheiden waren, sahen aus wie Kaufleute mit ihrem Geleit. Sie legten unge-

stört und unbelästigt eine bedeutende Strecke zurück; am Abend des zweiten Tages wurden sie jedoch zu ihrer nicht geringen Ueberraschung plötzlich von einer Bande entschlossener Ladrones überfallen, welche sich nicht begnügten, das Gepäck zu durchsuchen, sondern auch, wie von einem sonderbaren Instinkte geleitet, die Kisten entzwei schlugen und auf diese Weise die kostbaren Edelsteine und werthvolleren Gefäße entdeckten. Sie nahmen ohne Erbarmen alles an sich, ließen die Gefangenen, die sie an Händen und Füßen gebunden hatten, auf dem Platze zurück und entflohen, ohne eine Spur zurück zu lassen.

Dieser verwegene und erfolgreiche Kirchenraub blieb hinsichtlich seiner Urheber lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß. Die bekümmerten Priester ließen kein Mittel unversucht, die Räuber und ihre Beute zu entdecken und zu erfahren, auf welche Weise das Geheimniß der Expedition verrathen worden sei — denn es war nur zu offenbar, daß die Diebe vorher in Kenntniß gesetzt worden waren — aber ihre Bemühungen und Nachforschungen blieben gänzlich fruchtlos. Endlich wurde der reine und unbeschuldigte Tezarin selber ergriffen und eines Diebstahls, sowie der Theilnahme an einer Verschwörung überführt. Zum Tode verurtheilt, gestand er außer anderen Dingen, daß der eben erwähnte unerklärliche Raub der Kirchenschätze unter seiner eigenen Leitung ausgeführt worden sei. Er bekannte, daß er Zeit und Ort des Ueberfalles selber bestimmt habe, obgleich er sich aus erklärlichen Gründen wie die übrigen habe binden lassen, und gab noch einigen anderen Nachweis, durch wel-

chen man in Stand gesetzt wurde, seine Mitschuldigen einzuziehen und zu verurtheilen. Die Todesstrafe wurde ihm erlassen und die beraubte Kathedrale gelangte durch seine Vermittelung wieder zum größten Theil ihrer Schätze, deren Geschichte aber hiermit noch keineswegs beendigt ist.

Zwar befanden sich die Juwelen und goldenen Gefäße wieder an ihren alten Verwahrorten in der Kathedrale, aber es gab in der Nachbarschaft noch immer häufige Aufstände und Tumulte. Die frommen Väter geriethen auf's neue in Angst und Besorgnisse und die Vergangenheit hatte ihnen so bittere Erfahrungen gebracht, daß sie jetzt kaum den Muth hatten, sich selber Vertrauen zu schenken. So standen die Dinge, als die Nachricht anlangte, daß eine nahe Kirche erbrochen nnd ihrer reichsten Schätze beraubt worden sei und daß noch mehre solcher Räubereien zu befürchten ständen. Diese Botschaft, die jedenfalls nur allzu begründet war, diente dazu, die Angst und Bestürzung der Priester zu vermehren.

Der Superior und zwei seiner Günstlinge hatten den Beschluß gefaßt, ohne Wissen ihrer Brüder unter einem gewissen Theile der Kathedrale ein unterirdisches Gewölbe anzulegen, wo man im Nothfalle die kostbarsten Schätze der Kirche unterbringen könnte. Das begehrte Behältniß wurde mit großem Scharfsinn und ganz im Geheimen vollendet und sein Eingang war als tiefes Geheimniß nur dem würdigen Kleeblatte bekannt. Sie hatten beschlossen, daß es nur einen einzigen Zugang von oben durch eine mittels einer unsichtbaren Feder verschlossene Fallthüre haben sollte;

die Fallthüre wurde daher sehr schlau und kunstvoll angebracht und mit der unsichtbaren Feder versehen.

Die Unruhen in der Nachbarschaft nahmen zu. Es folgte ein Aufstand nach dem anderen und Raub und Plünderung schienen zur Tagesordnung zu werden. Leben und Eigenthum wurden nicht mehr geachtet und auch der Kathedrale war ein Ueberfall zugedacht.

„Wir müssen vom Abend bis zum Morgen abwechselnd unermüdlich und sorgsam wachen", sprach der erschrockene Prälat zu seinen Brüdern, „denn wir wissen nicht, zu welcher Stunde der Frieden unseres Zions durch diese ruchlosen Räuber gestört werden kann".

Und den Befehlen ihres Vorgesetzten gehorchend, wachten sie abwechselnd vom Abend bis zum Morgen.

Die Herzen der treuen alten Priester wurden von manchem Schrecken und Entsetzen ergriffen, wenn sie während der Mitternachtsstunden unter den Gewölben der alten Kathedrale ihren beschwerlichen Dienst versahen. Oft glaubten sie verloren zu sein, wenn sie auf dem Platze Schritte wiederhallen hörten oder ihr lauschendes Ohr das Geräusch des an den Thüren der Kathedrale rüttelnden Windes vernahm. Das Flüstern des Lufthauchs, der durch die verlassenen Chorgänge wehte, das Herumlaufen der Ratten unter dem hohlen Getäfel oder der zischende Ton einer erlöschenden Kerze wirkten auf ihre überreizten Nerven wie der Anlauf eines Haufens plündernder Léperos oder wie das nahende Getrampel einer Schaar berittener Ladrones. Sie erschraken vor ihren eigenen Stimmen, vor dem Echo ihrer eigenen Schritte,

wenn sie zusammen niederkauerten und sich gegenseitig in die abgemagerten angstvollen Gesichter sahen. Die Qualen der Furcht und Besorgniß gaben endlich ihren Zügen ein unheimliches Ansehen, so daß sich die unglücklichen Männer selber wie jene Geister vorkamen, welche verurtheilt sind, während der Stunden der Dunkelheit auf den Schauplätzen ihres Unglücks oder ihrer Verbrechen zu verweilen.

In einer stürmischen Nacht endlich, als die drei Priester, welchen das Geheimniß des Gewölbes allein bekannt war, zufällig gemeinschaftlich Wache hielten, erhob sich zu später Stunde in der Ferne ein Geräusch, das von einem sich heran drängenden Haufen auszugehen schien und indem es näher kam, das Heulen des Sturmes und das Geplätscher des Regens übertäubte. Es näherten sich der Kathedrale schwerfällige Schritte, auf allen Seiten erhoben sich laute schreiende Stimmen und durch die bunten Fenster leuchtete die rothe Gluth unzähliger Fackeln. Die drei Mönche beeilten sich beim ersten Lärm, die tragbaren Kasten, welche den kostbarsten Theil ihrer Schätze enthielten, in das unterirdische Gewölbe zu tragen und als das Gebäude umringt war, hatten sie ihren Reichthum bereits verborgen.

Mittlerweile erbebte die Thüre der Kathedrale unter donnernden Schlägen und es war vorauszusehen, daß sie endlich den wiederholten Angriffen erliegen würde. Die massiven Riegel wichen, die Angeln wurden herausgerissen und die ungestüme Menge gewann einen Eingang. In demselben Augenblicke, als die wilde Rotte der Räuber wüthend eindrang, verschwand

das nackte Haupt des letzten der drei Priester unter dem Eingange des geheimen Gewölbes. Die Fallthüre wurde schnell geschlossen und die geheime Feder bevestigt.

Aber diese Bewegung war von dem scharfen forschenden Auge eines in dem Haufen befindlichen Lépero bemerkt worden.

Die Kathedrale wurde völlig ausgeplündert; mehre kostbare Gegenstände wurden zerbrochen und die Bruchstücke gingen von Hand zu Hand; aber es erhob sich bald ein unzufriedenes Murren über den geringen Werth der aufgefundenen Schätze und die Räuber kamen sogleich auf den Gedanken, daß ein unterirdischer Verwahrort vorhanden sein müßte. Diese Vermuthung wurde durch den Lépero bestätigt, der die Verschließung der Fallthüre bemerkt hatte. Man untersuchte augenblicklich jede Spalte und jeden zerbrochenen Stein und schlug mit Aexten und Hammern heftig auf den Boden. Aber die geheime Thüre war so gut verborgen, daß die Räuber ihre fruchtlosen Bemühungen endlich aufgeben mußten. Ihre Wuth an dem Gebäude auslassend, zerschlugen sie mehre der gemalten Fenster und trugen alle werthvolleren Verzierungen hinweg. Es war ein Wunder, daß das Gebäude nicht von ihnen in Brand gesteckt wurde.

Aber die Schläge, womit von den Räubern der Boden untersucht worden war, hatten die Feder der Fallthüre zerbrochen, welche für die frommen Väter den einzigen Ausgang aus dem unterirdischen Gewölbe bildete, und als sie, nachdem die Räuber sich entfernt hatten, es versuchten, ihren Versteck zu verlassen, fan-

den sie trotz aller Bemühungen und Anstrengungen, daß sie ohne Aussicht auf Rettung in einem Kerker eingesperrt waren, der bald zu ihrem Grabe werden mußte.

Erst längere Zeit nachher, als von einigen Handwerksleuten, welche mit der Herstellung der zerstörten und entweihten Kirche beschäftigt waren, der Marmor-Fußboden aufgerissen wurde, fand man die Ueberreste der drei Mönche neben den Schätzen, die ihnen im Leben so theuer gewesen waren.

XI.

Das Haus eines Priesters.

Mein Besuch im Hause eines Priesters. Die wartende Equipage. Die Azotea. Des Priesters Töchter. Einrichtung des Zimmers. Pater Perez und seine Fragen. Eine unbeabsichtigte Beleidigung und deren Folgen.

Von einem in einer fernen Stadt lebenden Freunde mit einer Botschaft an den Pater Perez de Hermona, einen in Puebla wohnenden Geistlichen beauftragt, wo ich mich eben aufhielt, sah ich der nöthigen Zusammenkunft mit diesem Manne nicht ohne ein Gefühl der Neugier entgegen.

Des Paters Haus lag in dem freundlichsten Stadttheile in bedeutender Entfernung von den Fabriken; eine schöne Allee bildet den Zugang und die bemalten mit Blumen geschmückten Balkone und bunten Mauern, an welchen Strauchwerk emporgezogen war, gaben der Wohnung ein überaus freundliches Ansehen.

Am Eingange des Hofraumes stand eine kugelrunde, auf die gewöhnliche Art mit Vergoldungen und Glasscheiben herausgeputzte Kutsche mit angespannten Ponys und dem jedes Winkes harrenden Kutscher.

Als ich die wartende Kutsche bemerkte, war ich bereits im Begriff, wieder umzukehren, weil ich vermuthete, daß der ehrwürdige Herr eben ausfahren wollte, besann mich aber, daß der in diesem Lande herrschende eigenthümliche Gebrauch ein solches Bereitstehen des Fuhrwerks erfordert, und trat in den Hofraum, wo ich an eine ziemlich niedrige Seitenthüre klopfte. Sie wurde von einer dunkelfarbigen Dienerin geöffnet, die mich sehr freundlich empfing und mich bat, ihr in ein Gemach zu folgen, wo ich den ehrwürdigen Vater erwarten könnte. Ich wurde durch ein Vorzimmer und eine von bunten Glasfenstern erhellte Treppe hinangeführt und war nicht wenig überrascht, als ich, auf dem Gipfel der zweiten Treppenreihe durch eine Thüre tretend, mich plötzlich im Freien befand.

Wir hatten die Azotea oder das flache Dach erreicht, das fast allen besseren Häusern in Mexiko eigen ist und besonders des Abends einen so kühlen und angenehmen Aufenthalt gewährt. Ich traf hier zwei elegant gekleidete junge Damen — wie ich später erfuhr, die Töchter des Priesters — die aber, als sie einen Fremden eintreten sahen, sehr eilig durch eine entgegengesetzte Thüre verschwanden. Sie schienen sehr blühend und hübsch zu sein und ihr Benehmen war, so weit ich auf den ersten Blick urtheilen konnte, sittsam und würdevoll. Die Azotea war kühl und nur auf einer Seite offen; an den Wänden schlängelte sich blühendes Strauchwerk empor; ringsumher standen prächtige Blumen in Töpfen und Vasen und in der Mitte sprudelte ein kleiner Springbrunnen, dessen Wasser, in der sanften Beleuchtung funkelnd, der Stätte

eine willkommene Frische verlieh. Außer Stühlen und Sitzen waren in verschiedenen Ecken zwei Crucifixe angebracht, während an anderen Stellen in kurzen Zwischenräumen mehre rohbemalte Figuren standen. Das Ganze gewährte einen angenehmen, fast glänzenden Anblick.

Meine Begleiterin führte mich über die Azotea in ein Zimmer auf der anderen Seite, wo ich allein gelassen wurde und das Erscheinen des würdigen Priesters erwarten sollte. Das Zimmer war ziemlich verschwenderisch ausgestattet und erschien beim ersten Blick überaus glänzend; ja es würde einen vollkommen befriedigenden Eindruck gemacht haben, wären nicht zahlreiche kleine Spuren von einem halbbarbarischen Geschmack in der Beschaffenheit der Arbeiten und hier und da auch in der Art der Verzierungen zu bemerken gewesen. An den Wänden befanden sich einige Versuche von Blumenmalerei, aber die Farben waren zu roh und grell und das Muster der Fußteppichs war zwar prächtig, aber überaus abgeschmackt. In der Mitte des Gemaches stand ein gutgeformter Tisch, der aber eine rauhe unebene Oberfläche hatte, obgleich sie polirt war. Das Fenster war von einem vergoldeten Rahmen umgeben und an einer der Wände hingen außer einem großen Spiegel mehre grellfarbige Heiligenbilder. Auf der anderen Seite stand ein schönes Ruhebett mit Stühlen und Polstern, auf dem Tische und auf zwei Regalen lagen einige Bücher, zum Theil reichvergoldete Meßbücher; hier und da waren an den Wänden kleine vergoldete Bilder angebracht, während

größere, gräßlich gemeißelte Steinbilder in allen Winkeln standen.

Nachdem ich ungebührlich lange gewartet hatte, trat endlich der ehrwürdige Geistliche in das Zimmer. Er begrüßte mich mit großer Gewogenheit und Herablassung, als ich aber weder mein Knie beugte, noch in Demuth um seinen Segen bat, wurde sein Benehmen bald merklich kalt und zurückhaltend. Sein Blick war unruhig und durchbohrend und in dem Ausdruck seines Gesichtes waren Schlauheit und Mißtrauen vorherrschend ausgeprägt. Seine Züge waren, abgesehen von ihrem finsteren Ausdrucke, keineswegs häßlich — aber es schien einer den anderen zu drücken; sein Kinn ragte ungewöhnlich weit über seinen Hals hervor; die Winkel seines Mundes waren nach dem Kinn hinabgezogen und die Nase hielt, sich ebenfalls tief hinabneigend, darüber Wache, während auch seine Augenbrauen und die Winkel seiner Augen auf merkwürdige Weise hinabgezogen waren. Seine Sprache war leutselig und versöhnend, aber ich konnte mich nicht überreden, daß sie der Ausdruck eines eben so gestimmten Herzens sei.

Pater Perez de Hermona war ein merkwürdig neugieriger Mann. Nach den ersten Begrüßungen befragte er mich ohne Umschweife über meinen Aufenthalt in der Stadt, über den Zweck meiner Reise in diesem Lande — über meine Bestrebungen im Allgemeinen und meine Religion in's Besondere — über meine politische Meinung, über meinen Aufenthalt in Amerika und über mein Vaterland. Ich bemühte mich, seine Fragen mit der gebührenden Rücksicht und

Artigkeit und so entschieden als möglich zu beantworten und fragte dann mit aller Bescheidenheit nach seiner eigenen Meinung über die politischen Aussichten Mexikos und über den Zustand der Bildung und Gesittung des Landes. Aber damit kam ich an den unrechten Mann. Seine Hochwürden war berechtigt, mich zu befragen, aber daß ich für meinen Theil mir anmaßen konnte, etwas mehr zu thun als zu antworten — daran war nicht einen Augenblick zu denken! Die Stirne des frommen Vaters wurde daher schnell von einer finsteren Wolke beschattet.

Während ich nicht recht wußte, was in dieser Lage zunächst zu thun war, wenn ich nicht meinen Hut ergreifen und mich entfernen wollte, fiel mein Blick zufällig auf eines der großen plump ausgehauenen Steinbilder, die zu meiner Rechten in einem Winkel des Zimmers standen. Es war eine traurige Darstellung eines alten heiligen Märtyrers in modernen Beinkleidern — und auf besagten Beinkleidern waren große eindrückliche Bluts- und Wassertropfen ausgehauen, die von dem angstgequälten Angesichte herabgeflossen waren. Mein Blick ruhte nur flüchtig auf diesem wunderlichen Gegenstande und dann richtete ich ihn in aller Unschuld wieder auf den Priester.

Nie war sicherlich in einem menschlichen Angesichte eine so teuflische Veränderung vorgekommen, wie sie sich nach diesem flüchtigen Augenblicke in den Zügen des Geistlichen zeigte. Ich weiß nicht, ob er in meiner Miene einen unehrerbietigen Ausdruck wahrgenommen hatte, aber ich bin vest überzeugt, daß er in dem Blicke, womit ich das Bild betrachtet hatte, keine ab-

sichtliche Verächtlichkeit entdeckt haben konnte. Aber wie dem auch sei, der Ausdruck seiner Züge war plötzlich so verändert, daß ich große Lust hatte, ihn auf der Stelle als Bild eines Judas Ischariot oder eines von Miltons gefallenen Engel zu zeichnen.

Er sprach kein Wort, sondern erhob sich von dem Polster, auf welchem er gesessen hatte, starrte mich fast noch dämonischer an als zuvor und deutete gebieterisch auf die Thüre.

Einem solchen Verfahren gegenüber wären Vorstellungen und Auseinandersetzungen am unrechten Orte gewesen und in fünf Minuten warf ich von dem Baumgange aus mit nicht geringer Entrüstung den letzten Blick auf des Priesters Wohnung.

XII.

Mexikanische Belustigungen.

Hahnengefechte. Schauspiel in einer Arena. Ein Stierkampf. Kampf zwischen einem Stier und einem Löwen. Spielbuden. Der Fandango. Andere Belustigungen.

Die Belustigungen des mexikanischen Volkes haben gegenwärtig noch denselben Charakter wie die Vergnügungen, die in den guten alten Zeiten vorzugsweise in Spanien und einigen anderen Ländern Europa's mit so großer Vorliebe begünstigt wurden. Auch die Art, in welcher diese Belustigungen zur Ausführung kommen, ist ziemlich noch dieselbe, außer daß sich noch einige dem Lande eigenthümliche Rohheiten mit den von den europäischen Vorfahren und Entdeckern so sorgfältig fortgepflanzten Gebräuchen dieser Art vereinigt haben.

Hahnengefechte sind eine allgemein beliebte Belustigung und die Inhaber von Hahnenkampfplätzen können der Regierung den von ihrem Gewinn verlangten Antheil gern entrichten.

Das Hahnengefecht, welchem ich beiwohnte, wurde in einem niedrigen Raume am Hofe eines Hotels, unter einer Art Wetterdach und im Schatten einer verwelkten Akazie abgehalten. Es ist eine Stunde nach der Vesper und die Leute eilen mit erwartungsvoller Miene, plaudernd und lachend nach dem Kampfplatze. In der Mitte des Gemaches befindet sich ein offener Raum, der mit Bänken umgeben ist, auf welchem eine sehr buntscheckige Versammlung Platz genommen hat. Auf der vordersten Reihe sitzen einige geputzte junge Herren mit dunklen Gesichtern und trägem faulenzenden Wesen, deren Aussehen den wüsten ausschweifenden Lebenswandel verräth, welchen sie ergeben sein mögen; ihre zierlich verbrämten mit Bändern geschmückten Hüte sitzen pfiffig auf ihren Köpfen und ihre Serapés sind von ungewöhnlich buntem und prächtigem Muster. Hinter ihnen haben einige geile Krämer Platz genommen, welchen Vergnügen weit mehr zuzusagen scheint, als eifrige Thätigkeit in ihrem Kaufladen und Gewerbe. Außerdem sind auch einige Zuschauer geringerer Art und mehre Frauen vorhanden und im Hintergrunde stehen einige Indianer und indianische Mädchen. Die Versammlung befindet sich offenbar in der ungeduldigsten Erwartung und wird fast aufrührerisch. Plötzlich aber verstummt der Lärm; alle Gesichter neigen sich vorwärts, die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich auf einen Punkt; die Zuschauer machen große Augen und lauschen und horchen.

Man hört nahende Schritte und einen Ton, der wie ein ersticktes Glucken klingt, und es tritt ein wüstaussehender Mann in das Gemach, der einen orange-

farbigen mit scharfen Sporen bewaffneten Kampfhahn unter dem Arme trägt. Er wird mit lautem Beifall begrüßt, aber der Hahn ist so augenscheinlich der Held der ganzen Begebenheit, daß der Eigenthümer einige Mühe hat, ihn vor den Händen der Zuschauer zu schützen, die nach ihm greifen, um ihn bewundernd herum zu reichen. Mittlerweile ist jedoch ein zweiter Mann erschienen, der mit selbstgefälliger schmunzelnder Miene auftritt und einen Hahn von etwas graueren Farbe unter dem Arme trägt. Dieser Hahn ist kein so bevorzugter Günstling wie der vorige, obgleich er seine besonderen Bewunderer hat und sein Eigenthümer ihn mit einem Gemisch von Wohlgefallen und Zuversicht betrachtet.

Nach einigen Berathungen und Wetten werden die Hähne einander gezeigt und durch ihre Eigenthümer ermuthigt, die einen gluckenden Ton hören lassen und das Gefieder der Thiere schlagen. Kaum haben die Kämpfer einander erblickt, so heben sie mit leuchtenden Augen die Flügel und zeigen ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Anfang des Kampfes. Man setzt sie hierauf einander gegenüber auf den Boden und sie springen sogleich mit wüthendem Geschrei vorwärts. Sich emporschwingend stoßen sie mit voller Gewalt gegen einander, sie ringen Flügel an Flügel, sie hacken einander mit ihren Schnäbeln und benutzen ihre bewaffneten Pfoten; es fliegen Federn herum und die Kämpfer bluten. Sie werden mit zerrissenem und zerzaustem Gefieder aufgenommen; der erste Kampf ist beendigt und es läßt sich von keiner Partei sagen,

daß sie einen Vortheil errungen habe, obgleich die Wetten steigen.

Man gewährt den Kämpfern eine kurze Rast und läßt sie dann wieder über einander herfallen. Es erfolgt ein neuer wüthender Kampf in der Luft und dießmal gelingt es einem der Ringenden, sich auf seinen Gegner zu schwingen und ihn nieder zu drücken, aber nur, um im nächsten Augenblicke ebenfalls überwunden und niedergedrückt zu werden. Größeres Geschrei — höhere Wetten! Der orangefarbige Hahn ist dießmal derjenige, der am meisten unterliegt und die Gesichter seiner begeisterten Gönner fangen an sich gewaltig zu verlängern.

Es folgt ein neuer Angriff, in welchem sich das Glück dem orangefarbigen Opfer zuzuwenden scheint. Der graue Hahn hat — vielleicht in allzugroßem Vertrauen auf seinen Sieg — einige falsche Bewegungen gemacht und ist von seinem Gegner bedeutend mitgenommen worden. Es entsteht ein lautes Geschrei und es wird höher und lauter gewettet als je vorher. Ein neuer Angriff — ein neuer Kampf — der graue Hahn ist der Sieger; er wird mit lautem Geschrei endlich als Sieger anerkannt und seine Anhänger nehmen nach vielen Streitigkeiten und hastigem Wortwechsel die verwetteten großen und kleinen Münzen in Empfang.

Hierauf wird ein zweiter Kampf zwischen zwei frischen Hähnen angekündigt, aber unsere Neugier ist durch dieses eine Schauspiel vollkommen befriedigt.

Wenden wir uns jetzt zu einem Schauspiel imposanterer Art. Es ist Mittag. Die Sonne scheint

in voller Pracht auf eine Arena, wo sich eine zahlreiche Menschenmenge versammelt hat, und ihre Strahlen spiegeln sich in glänzenden Waffen, prächtigen Gewändern und strahlenden Juwelen. Die Hitze ist so mächtig, daß die verschleierten Frauen sich gern unter die für sie bereiteten Schatten und Zelte zurückziehen, während mehre galante Cavalleros stolz darauf sind, ihnen Gesellschaft leisten zu können. Die Arena ist geräumig und die Plätze, welche den besten Ueberblick gewähren, mögen sie zum Sitzen oder Stehen eingerichtet sein, sind bereits vollständig besetzt. In den prächtigsten Spitzen und Stickereien prangende vornehme und schöne Frauen nehmen die Ehrensitze ein; Kopf, Hals, Busen und Arme sind fast mit Edelsteinen und Schmucksachen bedeckt, stattliche Herren in vollem Staate strotzend umgeben diese Damen; man hört zuweilen ihre helltönenden Stimmen und die gezierten Artigkeiten, womit sie um die Gunst der Frauen buhlen, und die prachtvolle Mannigfaltigkeit ihres modischen Anzugs trägt nicht wenig dazu bei, dem Schauspiele einen fast blendenden Glanz zu verleihen. Auch Priester sind anwesend — fromme Geistliche in ihren weiten Gewändern und ihrem priesterlichen Schmucke, die eben so begierig wie die übrige Versammlung auf die zu erwartende Kurzweil harren. Prächtig gekleidete Dienstleute der Frauen und Cavalleros, Bürger und Handelsleute aller Art und die Aufwärter und Beamten der Arena bilden die buntscheckige Menge, welche von dunkelfarbigen und schmutzigen Indianern und ungeheueren Schaaren lüsterner Léperos und Taschendiebe umgeben ist.

Man hört ungeduldiges Rufen und hier und da heftigen Wortwechsel, Geklapper von Stöcken, Geschrei und Gelächter; es erfolgen jeden Augenblick Angriffe und Verhaftungen, aber endlich erhebt sich auf allen Seiten ein lauter Ausruf der Freude und Befriedigung.

Es ertönt eine Trompete; die Flügelthüren öffnen sich und jeder der Zuschauer streckt seinen Hals aus, um den Schauplatz übersehen zu können, welchen jetzt, von seinen Wächtern geführt, ein junger kräftiger Stier in allem Stolze ungebrochener Kraft betritt. Die scharfen Spitzen seiner Hörner sind abgeschnitten, aber er hat trotzdem noch ein furchtbares drohendes Ansehn! Es drängt sich eine Schaar von buntgekleideten muthigen Matadores und Picadores herein, die auf ziemlich kleinen Pferden reitend, welchen die Augen verbunden sind, in ihrer Rechten eine Lanze und auf dem linke Arme rothe Mäntel tragen. Einige Matadores sind unberitten und obgleich sie sich stellen als wären sie muthig entschlossen diesen Nachtheil zu ertragen, so entdeckt man doch in ihren Augen einen Schatten von Beunruhigung, wenn sie einen Blick auf ihren ungeheueren Gegner werfen — einen Anflug von Neid, wenn sie ihre berittenen Kameraden ansehen.

Man gibt das Zeichen zum Angriff; der Stier wird losgelassen, und den Kopf niederbeugend und den Schwanz schwingend, macht das Thier einen wüthenden Ausfall. Es erhebt sich eine Staubwolke — obgleich man, um dieß zu verhindern, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen hat — des Stieres ungestümer Lauf würde überall Staub verursacht haben. Die Luft wird von einem entsetzlichen Gebrüll zerrissen;

die Nüstern der Pferde sind vor Angst und Schrecken weit ausgedehnt und man sieht nichts als ein verworrenes Gemisch von Pferden und Menschen, Lanzen und Mänteln mit dem wüthenden Stier in der Mitte der allgemeinen Verwirrung. Das gequälte Thier wird bald nach einem anderen Theile der Arena getrieben, da einer der Matadores, wie es scheint leicht verletzt und eines der Pferde furchtbar gequetscht worden ist. Der Stier ist übrigens von mehren Lanzen durchbohrt worden und seine Beine bluten aus mehren Wunden. Das blutige Schauspiel wird mit lautem Beifall begrüßt!

Ein neuer Trompetenstoß! Mehr Staub und lauteres Geschrei. Ein engerer und längerer Kampf. Die Hörner des Stieres, obgleich abgestumpft, richten furchtbaren Schaden an; ein Pferd wird getödtet, ein anderes bedeutend verletzt; zwei Männer werden hinweggetragen und das wüthende mit Blut und Schaum bedeckte Thier selber fängt an zu keuchen und zu wanken. Die Aufregung hat jetzt den höchsten Grad erreicht und Damen und Cavaliere stieren nach dem entsetzlichen Schauspiele.

Ein neuer heftiger und kurzer Angriff; es ist der Letzte, in welchem weder Menschen noch Thiere verwundet werden. Von Blutverlust erschöpft fällt der Stier fast augenblicklich unter den Speerstößen und Schwertstreichen und erliegt mit gräßlichem Todeskampfe und wüthendem Gebrüll, als Opfer der Belustigung der ihn umgebenden Christen, welche dem blutigen Schauspiele und den darin handelnden Personen mit großem Entzücken ihren Beifall spenden.

Die Sache hat vollkommen befriedigt, aber man trifft noch immer keine Vorbereitungen zu einer Beendigung der Lustbarkeit; die Zuschauer behaupten noch immer ihre Plätze und sprechen eifrig über die Einzelnheiten des abscheulichen Schauspiels, welches sie eben gesehen haben. Das Maß ihrer Grausamkeit ist noch nicht voll. Es vergeht eine halbe Stunde und nachdem die Leute einige Erfrischungen genossen und dadurch deutlich genug ihre Unempfindlichkeit bewiesen haben, öffnen sich aufs neue die Flügelthüren der Arena, und dießmal erscheint ein Bär, dem ein zweiter Stier folgt. Der Bär wird mit solcher übertriebenen Begeisterung begrüßt, daß sein Eintritt eine Art Ovation für die blutdürstige Grausamkeit der Zuschauer ist.

Es würde den Leser nur mit Widerwillen erfüllen, wollte ich bei den Einzelnheiten dieses rohen Kampfes verweilen; es genüge die Bemerkung, daß beide Thiere den Anfang des Kampfes mit der größten Ungeduld zu erwarten scheinen, obgleich der Bär am hitzigsten zu sein scheint; der Bär ist allerdings sehr wild und reizbar, aber mürrisch und verdrießlich. Sie dringen, sobald sie losgelassen werden, wüthend auf einander ein, aber der Zusammenstoß ist nicht so heftig wie zuvor. Der Stier durchbohrt seinen Gegner furchtbar mit seinen abgestumpften Hörnern, aber der Bär scheint diesen Angriffen nur geringen Widerstand entgegen zu setzen; er hascht immer nur nach dem Maule des Stiers. Er scheint anfänglich bedeutend den Kürzern zu ziehen und seinen Gegner nur wenig zu schaffen zu machen. Es folgt gleichsam zum Athemschöpfen eine kurze Pause, während welcher die beiden

Feinde mit fürchterlicher Erbitterung einander gegenüber stehen; dann greifen sie einander wieder an und der Bär wird schrecklich zerstoßen und zerfetzt; dennoch sucht er immer nur wie vorher das Maul des Stieres zu packen. Seine Absicht offenbart sich, indem der Stier sein Maul öffnet um zu brüllen, denn der Bär packt in diesem Augenblicke mit seinen Krallen die Zunge des Stieres. Der gequälte Stier bietet all seine Kraft auf, seinen Gegner abzuschütteln, aber der Bär läßt seine Beute nicht wieder fahren und ruht nicht eher als bis er die Zunge mit der Wurzel herausgerissen hat! Dieß entscheidet den Kampf; von Schmerz und Qual überwältigt, sinkt der Stier plötzlich machtlos zusammen und man trägt ihn sogleich vom Schauplatze, um ihn sterben zu lassen.

Der Bär verhält sich während dieses Kampfes im Vergleich mit dem Stier immer nur mehr passiv, bis er die Zunge seines Gegners packen kann, und gewinnt in Folge dessen gewöhnlich den Sieg — wenn er nicht vorher an seinen Wunden stirbt.

Es nahet jetzt die Abendstunde und da noch immer eine große Versammlung aus allen Volksklassen auf dem Platze verweilt, so haben wir eine gute Gelegenheit noch einige andere Ergötzlichkeiten geringerer Art zu beobachten. Jetzt sind es die Eigenthümer von Würfel- und Monte-Tischen, welche die Aufmerksamkeit der Menge vorzugsweise in Anspruch nehmen. Haufen von zerlumpten Indianern vergeuden ihre letzten Granos in berauschendem Aguardiente oder gruppiren sich als Zuschauer um tanzende Mädchen. Handelsleute und Landvolk der besseren Art vereinigen

sich, um den Fandango zu tanzen, und die Eigenthümer der nahen Fondas und Erfrischungsbuden erwarten eine ergiebige Ernte.

Unsere Aufmerksamkeit wird sogleich von einer lebendigen Gruppe gefesselt, die nach den Tönen einer Guitarre einen Nationaltanz tanzt. Ein hübsches Mädchen mit kleinen Händen und Füßen, das ein weißbaumwollenes Stirnband, einen blumigen Reboso, einen gestreiften Rock und Sandalen trägt, ist die Hauptfigur dieser Gruppe und ihr gegenüber steht ein schlanker, dunkelfarbiger Jüngling, offenbar ihr Liebhaber. Die Bewegungen des Fandango scheinen vorzugsweise in einem Neigen des Kopfes nach vorn und nach der rechten und linken Seite, in einem Schwenken und Erheben der Hände und einem leichten Hüpfen auf den Zehen zu bestehen — „vorwärts, rückwärts und im Kreise" — entweder einzeln oder paarweise, aber immer anmuthig. Die Gruppe enthält mehre Paare aber es ist vorzugsweise der Tanz des jungen Mädchens, der manchen Zuschauern, die zu alt sind, um sich an dem Tanze betheiligen zu können, großes Vergnügen gewährt. Unter ihnen befinden sich die Aeltern der Heldin, in deren welken Gesichtern das freudigste Entzücken strahlt. Der einzige Makel in dem Bilde ist die Gestalt eines jungen Mannes, der mit mürrischer Miene im Hintergrunde steht und dessen Hand unter seiner Brusthülle nach einer Waffe zu suchen scheint. Er ist ein verschmähter Liebhaber und sein Blick ist gefährlich. Wir sind im Begriff die Gruppe zu verlassen, nachdem wir die mannigfaltigen und anmuthigen Stellungen und Bewegungen anderer

Tänzer bewundert haben, als plötzlich ein lauter Schrei in unser Ohr dringt — der verachtete Anbeter hat sich mit dem Messer in der Hand auf seinen begünstigten Nebenbuhler gestürzt, das Mädchen ist ohnmächtig zusammengesunken und die erschrockenen Zuschauer bemühen sich, die Ringenden zu trennen.

„Monté-monté, Caballeros! — Würfel und ehrlich Spiel!" lauten die Einladungen, die uns von einem Ende der Menge bis zum andern in die Ohren summen. Wir treten in ein langes schmales Gemach unter der Mauer eines „Patio" oder Hofraumes und erblicken eine Anzahl Tische, auf welchen verschiedene Glückspiele aufgestellt sind und welchen Leute von ziemlich böslichem Aussehen vorsitzen, die uns mit großem Eifer einladen, unser Glück zu versuchen. Sie haben Haufen von Pesos, Medios und Realen aufs Spiel zu setzen, sagen sie, und man braucht nur Platz zu nehmen, um seinen Theil an der Beute zu gewinnen; es ist ihr eifriger Wunsch, daß Ihr Euch auf ihre Kosten bereichert; Ihr seid sicher von vier Spielen drei zu gewinnen; sie wollen nur spielen, am Gewinnen ist ihnen nichts gelegen. An anderen Tischen haben bereits Gäste Platz genommen und die Gesichter der meisten glühen vor Gier und Eifer; das Spiel kann nicht schnell genug von Statten gehen, um mit ihrer Ungeduld Schritt zu halten; hier und da gewinnen Angst und Verzweiflung über die unglücklichen Spieler schon jetzt die Oberhand, während bald überall laute Worte, Flüche und gottlose Lästerungen laut werden und wilde Verwirrung entsteht. Um den rohen Zänkereien, welche hier unvermeidlich

sind, zu entgehen, entfernen wir uns mit stillen Betrachtungen über den verderblichen Charakter dieser allgemeinen Belustigung und treten wieder ins Freie.

Plötzlich stoßen wir auf einen Haufen völlig berauschter Indianer, welche eine sehr unzureichende Anzahl von Polizei-Offizianten zu beschwichtigen und zu entfernen sucht. Die Bemühungen der letzteren dienen jedoch nur dazu, die Indianer aufzureizen, deren Augen in der Wuth der Trunkenheit leuchten und die mit schäumenden Lippen ein wildes Geschrei ausstoßen. Diejenigen von ihnen, welche bewaffnet sind, kämpfen verzweiflungsvoll mit den Polizei-Offizianten; es werden Wunden beigebracht, man hört Aechzen und Stöhnen und hier und da erlischt vielleicht ein Leben. Trinken und Raufen bilden zwei Hauptergötzlichkeiten der großen Masse des mexikanischen Volkes.

Ohne gewisse in der Nähe befindliche Orte zu besuchen, wo man verschiedenartige abscheuliche Dinge treibt, verfügen wir uns jetzt sogleich in eine für diesen Tag besonders aufgeschlagene Erfrischungsbude, deren Hauptabtheilung mit Gefrornem, Chocolate, Liquör und einer Auswahl von jenen angenehmen Früchten ausgestattet ist, welche dem Lande eigenthümlich sind. Mexikanische Chocolate ist die beste in der Welt und wird trefflich bereitet. Sie gewährt uns mit einer Handvoll kühlender Früchte eine köstliche Erfrischung und nachdem wir diese eingenommen haben, entfernen wir uns.

XIII.

Wildes Geflügel.

Mexikanische Flüsse und Seen. Die Salzsümpfe. Wilde Enten. Furchtbare Schießmaschinen. Eine Jagdpartie. Ein zweibeiniger Hund. Senor Stiazza und sein Gewehr. Eigenthümliche Jagdgefährten. Das Wild wird aufgetrieben und erlegt. Zambo im Sumpfe. Ein Jagdnachtlager. Angenehme Vorempfindungen. Ein Ueberfall. Die Jagdgesellschaft wird ausgeplündert.

Die mexikanischen Flüsse sind größtentheils unbedeutend, seicht und unschiffbar. In den dürren Gegenden trocknen sie zuweilen völlig aus bis sie durch die heftigen Regengüsse in der Regenzeit wieder Zufluß erhalten. Selbst die Hauptströme sind häufig schlammig und enge und nur an ihren Mündungen, wo sie sich vor ihrer Vereinigung mit größeren oder kleineren Seen erweitern, zur Schifffahrt geeignet. Diese Seen tragen jedoch nicht wenig dazu bei, den Reiz der Landschaft zu erhöhen und ersetzen in vielen günstig gelegenen Districten die Stelle der Flüsse. In der Gegend zwischen der Venta de Cardova und der Hauptstadt im Thale von Mexiko liegt zum Beispiel der vulkanische Pfad zwischen den großen Seen Chalco

und Tezcuco und ihr Wasser mit jenen mannigfaltigen Gestaden und die Ufer mit ihren öden Sümpfen und ihren befiederten im Schlamme nistenden Bewohnern gewähren dem Reisenden einen unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung und Belustigung, während sie den armen Bewohnern der Nachbarschaft in verschiedener Weise nützlich werden.

Man versetze sich auf eine kleine „Calzada" oder Chaussée einige Fuß über dem Ufer des Sees ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt Mexiko. Nördlich übersieht man eine Reihe von Niederungen, auf welchen hier und da ein weißer Salzniederschlag zu bemerken ist und unzählige wilde Enten herumflattern. In südlicher Richtung bemerkt man, daß das Wasser weiter über die Ebenen sich erstreckt und lebendiger deren Rand bespült — und indem wir uns umwenden, um die großartigen Felsen und Gebirge hinter uns zu betrachten, tritt von prächtigen Baumgruppen umgeben, die Hauptstadt selber vor unseren Blick. Ein eigenthümliches, anziehendes Schauspiel.

Von den erwähnten wilden Enten wird von den Einwohnern des Bezirkes täglich eine ungeheuere Menge erlegt und diese Jagd hat mehre eigenthümliche Züge.

Man bedient sich hierbei einer der fürchterlichsten Vogelflinten, die man sich denken kann. Es werden nämlich mehre Musketenläufe auf einem starken hölzernen Schaft bevestigt — zuweilen werden auch gleich mehre gewöhnliche Schafte und Läufe zusammengebunden und eine solche Höllenmaschine streckt mit einer einzigen Ladung einen ganzen Schwarm wilden Geflügels nieder. Die Bewohner dieser Gegend ziehen

häufig schaarenweise aus, um wilde Enten zu jagen, da von solcher Jagdbeute größtentheils ihr Lebensunterhalt abhängt.

Ich hatte einst Gelegenheit einer solchen Jagdpartie mich anschließen zu können, die ihren Weg eine Strecke weit ins Land hinauf nach den Ufern eines kleinen nordwärts gelegenen Sees nahm. Es ergoß sich ein kleiner träger Fluß, der kaum den Namen eines Flusses verdiente, in diesen See und wir verfolgten dessen Ufer bis wir die Gegend erreichten, die uns die erwartete Jagdbeute bieten sollte.

Unsere Gesellschaft bestand aus acht Personen. Der Hund war ein Thier ganz eigenthümlicher Art, wie sie in andern Ländern so leicht nicht vorkommen wird. Er war weder Vorsteh- noch Hühnerhund, vereinigte aber die klugen Eigenschaften aller; er war größer als die gewöhnliche Gattung dieser Geschöpfe und ging aufrecht und auf zwei Beinen — er war mit einem Worte ein Schwarzer, ein mexikanischer Zambo! Dieses arme verachtete Menschenkind war überaus glücklich, eine solche Jagdgesellschaft — wie es seine Gewohnheit war — für einen kleinen Lohn und einen Theil des Jagdertrags in der Eigenschaft eines Hundes begleiten zu können. Sein Scharfsinn, womit er das Wild im rechten Augenblicke aufjagte, ausdrucksvolle, aber stumme Zeichen gab und die geschossenen Vögel auflas, war wirklich merkwürdig. Ich bekenne, daß es mein Gefühl empörte, einen Mitmenschen zu einem solchen Dienste verwendet zu sehen, aber ich hatte keine Macht, mich einzumischen, und hätte ich sie gehabt, so würde es der Schwarze

ohne Zweifel für eine Bedrückung und eine Beeinträchtigung gehalten haben, hätte ich ihn in der Ausübung seines Dienstes stören wollen.

Des Zambos Schutzherr war ein dürrer vertrockneter Halbspanier Namens Stiazza mit ungeheuer langem Haar und ebenso langem Schnurrbart, einem galligen Gesichte, schlanken, zähen und biegsamen Gliedern und einem blinden Auge, das er auf einer Jagd durch einen unglücklichen Zufall eingebüßt hatte. Er war fast ganz in Leder eingehüllt; sein breiter Hut, seine kurze runde Jacke, seine Beinkleider und ihr Zubehör — alles war von Leder und es bedurfte keiner großen Einbildungskraft um zu vermuthen, daß seine Haut ebenfalls Leder sei. Wie er bei so heißem Wetter eine so schwere Kleidung tragen konnte war ein Räthsel, das sich nur durch die Macht der Gewohnheit erklären ließ. Dieser Mann war der Eigenthümer einer aus neun Läufen bestehenden Schießmaschine, die er Don Bolo getauft hatte. Er schien diesem Bolo mit derselben Zärtlichkeit zugethan zu sein wie einem Weibe oder Kinde und erzählte mit großem Stolze von den Heldenthaten, die damit verrichtet worden waren — wie viele wilde Enten und Wölfe Bolo schon erlegt und wie oft er schon das kostbare Leben seines Herrn beschützt und erhalten hatte.

Stiazza's Begleiter, José Pantido war ein Mestize von noch etwas dunklerer Farbe, der größtentheils in den Prairien oder in der Nähe der Seen gelebt hatte. Er war von kleinerer Gestalt als sein Gefährte aber in seinem Wesen unendlich wichtiger. Seine

Schießmaschine bestand aus fünf Läufen und seine Kleider befanden sich in sehr zerlumptem Zustande. Dieser letztere Umstand beeinträchtigte jedoch in keiner Weise das großartige und hochtrabende Wesen, wodurch dieser Mann sich auszeichnete, denn so bettelarm und heruntergekommen er auch war, so affectirte er doch gegen die übrigen eine Art vornehmer Gönnerschaft und war der eigentliche Prahler und Großsprecher der Gesellschaft. Es gab kein Abenteuer zu Wasser und zu Lande, das José nicht in eigener Person erlebt hatte und man mußte wirklich staunen, wenn man ihn von den drohenden Gefahren, welchen er entgangen war, und von seinen Heldenthaten erzählen hörte. Ich bemerkte jedoch, daß sein Gefährte Stiazza zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihn warf, in welchem deutlich genug Ungläubigkeit und Verachtung zu erkennen waren.

Hierauf folgten zwei andere Jäger mit mageren hungrigen Gesichtern, deren Züge einen ziemlich abstoßenden Ausdruck zeigten. Sie befanden sich in einem kläglich entblößten Zustande und dieser Jagdausflug war für sie von Bedeutung, da ihre Familien fast dem Hungertode nahe waren. Ihre zerlumpte Kleidung und ihre abgezehrten Gesichter verriethen zur Genüge das regellose träge Leben, das sie führten.

Ich hielt mich im Nachtrab zu den drei übrigen Jägern, die um einige Grade „achtbarer" aussahen als die vorigen und sich, wie dieß auch bei mir der Fall war, der Gesellschaft nur in der Absicht angeschlossen hatte, sich zu vergnügen. Sie waren mit zwei Gewehren und einer aus mehren Läufen bestehen-

den Maschine bewaffnet und trugen wie ich weite Serape's und hohe lederne Stiefel und Beinkleider. Ich für meinen Theil hatte mich nur mit einer gewöhnlichen Vogelflinte bewaffnet.

Wir verfolgten unseren Weg längs des Flusses in freundschaftlicher Geselligkeit bis wir den See erreichten. Hier stand die Sonne hoch am Himmel und es war selbst dem stärksten Auge nicht möglich auf die von ihren Strahlen beleuchtete Wasserfläche zu blicken. Als wir eine gewisse Stelle am Ufer des Sees erreichten, die etwas sumpfiger war als jede andere, begann unser schlauer Zambo die Ohren zu spitzen und ganz das wichtige und kundige Wesen anzunehmen, wie es ein vierbeiniger Stellvertreter unter diesen Umständen gethan haben würde, und als bald nachher in der Ferne einige undeutliche Punkte auf dem Sumpfe sichtbar wurden, befahl er uns durch ein Zeichen stehen zu bleiben, worauf er geräuschlos weiter lief, wieder stehen blieb, wartete und uns aufforderte, ihm in derselben Weise zu folgen.

Sobald wir uns an seiner Seite befanden und die drei Höllenmaschinen und sämmtliche Flinten in Bereitschaft gesetzt waren, lief Zambo mit lautem Geschrei und in die Hände klatschend voraus und augenblicklich flog ein so großer Schwarm wilder Enten auf, wie ich noch nie einen gesehen hatte und der in der That mehre Minuten die Luft um uns her zu verdunkeln schien. Krachend entluden sich Höllenmaschinen und Flinten — der Haupttheil des Entenschwarmes flog hinweg und Zambo eilte voraus, um die getödteten und verwundeten Vögel aufzusammeln.

Es wurde von unseren hungrigen und zerlumpten Gefährten eine hübsche Anzahl von Vögeln eingesteckt, obgleich viele, wie man sich denken kann, so arg zerschossen waren, daß sie selbst für diese Leute keinen Werth mehr hatten.

Still und langsam zogen wir weiter, um einen zweiten Schwarm aufzutreiben. Wir befanden uns dießmal auf der Krümmung eines Ufers, wo einige verkrüppelte Bäume standen und wenn der Boden seither schon schlammig und schlüpfrig gewesen war, so war er an dieser Stelle noch zehnmal schlammiger und schlüpfriger. Wankend und tief einsinkend verfolgten wir unseren Weg über den Sumpf und es mußte von lachenden Gefährten gegenseitig manche helfende Hand gereicht werden. Ein Zeichen, das uns Zambo gab, brachte uns endlich wieder zum Stehen, während er mit den Händen klatschend und mit lautem Halloh wieder vorauslief. Es erhob sich ein zweiter Schwarm wilder Enten, unter welchem eine neue Ladung eine furchtbare Verheerung anrichtete. Die Jäger begrüßten diesen glücklichen Erfolg mit lautem Freudengeschrei und priesen ihn als einen glänzenden Beweis von Geschicklichkeit und Weidmannskunst. Zambo war in seinem Beifallsgeschrei am lautesten und seine Bemühungen, die geschossenen Enten zu sammeln waren unermeßlich. Ich wendete mich mit zwei von meinen Gefährten seitwärts, um den See zu betrachten, der sich an diesem Punkte in bedeutender Ausdehnung vor unseren Blicken öffnete, und nachdem wir ihn eine Weile betrachtet hatten, beeilten wir uns

unsere Gefährten einzuholen die mittlerweile eine andere Richtung eingeschlagen hatten.

Als wir die Stelle erreichten, wo auf den zweiten Entenschwarm geschossen worden war, war es uns als würden wir von den Stimmen unserer Gefährten gerufen, so daß wir unsere Schritte beschleunigten. Nachdem wir aber die Bäume erreicht hatten, schien dieses Rufen unerkärlicher Weise plötzlich hinter uns zu sein. Wir kehrten erschrocken wieder um und lauschten, aber es war nichts zu hören, und ärgerlich über diese nutzlose Bemühung wollten wir eben weiter gehen, als wir aus dem Schlamme unter den Bäumen einen schwarzen Gegenstand hervorragen sahen. Einer wollte aus Scherz auf diesen scheinbaren Schlammauswuchs feuern, aber ich hielt seine Hand, denn ich bemerkte in demselben Augenblicke, daß sich der Gegenstand bewegte. Er erhob sich sogleich noch etwas höher aus dem Schlamme und es wurde ein menschlicher Kopf sichtbar, während wir gleichzeitig ein furchtbares Angstgeschrei vernahmen. „Yeogh — yeogh! Todopoderoso! Misericordioso! Yeogh! Yeogh!“ rief der dunkle aus dem Schlamme hervorragende Gegenstand.

Nachdem wir die Erscheinung einen Augenblick aufmerksam beobachtet hatten, brachen wir über unsere Entdeckung in ein lautes Gelächter aus. — Es war Zambo! Um einen eben geschossenen Vogel aufzuheben, hatte er einen Baum erklettert, aber zu weit sich überbeugend das Gleichgewicht verloren und war bis über den Kopf in tiefen Schlamm versunken. Sein Schutzherr und seine Gefährten hatten ihn außer Acht

gelassen, so daß er ohne unseren Beistand jedenfalls erstickt wäre. Wir befreiten ihn schnell, obgleich nicht ohne Mühe aus seiner gefährlichen Lage und ich hatte noch nie weder einen Hund noch einen Menschen in einem ähnlichen Kleide gesehen, als er sich schüttelnd wieder auf vestem Boden stand!

Meine Gefährten trieben noch mehre Entenschwärme auf, bis sie eine mehr als hinreichende Jagdbeute erlangt hatten und ich war des Jagdvergnügens schon lange herzlich müde, ehe ich sie veranlassen konnte, es aufzugeben. Ich bemerkte jedoch, daß Stiazza auf seine Höllenmaschine und ihre Thaten stolzer war als je — daß Jose Pantido noch mehr Lust hatte als vorher, seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit zu preisen — daß die lumpigen Jäger mit gierigem Eifer auf ihre Jagdbeute blickten und daß Zambo, durch sein letztes Abenteuer gewitzigt, mit ängstlicher Vorsicht einem zweiten Schlammbade zu entgehen suchte.

Wir wählten, um den Tag zu beschließen, in einiger Entfernung von dem See einen trocknen Platz, zündeten auf dem Boden ein Feuer an, kochten ein halbes Dutzend von den erbeuteten Enten und hielten eine tüchtige Mahlzeit, worauf wir uns in unsere Serapés hüllten — wenigstens alle, die mit einer solchen Hülle versehen waren — und uns zur Nachtruhe auf den Boden legten.

Am nächsten Morgen traten wir den Rückweg an, um noch vor Mittag das Dorf zu erreichen, von welchem wir ausgezogen waren. Die ganze Jagdgesellschaft war in der heitersten Laune; die Jäger rühm-

ten wieder ihre Waffen, unsere ausgehungerten Gefährten freuten sich, daß sie mit einem so großen Vorrathe von Lebensmitteln für ihre Familien versorgt waren und ich selber schätzte mich glücklich, daß mein Aufenthalt in diesem Theile des Landes seinem Ende nahte. Wir hatten sogar verabredet, bei unserer Ankunft von einem Theile unserer Jagdbeute ein prächtiges Gastmahl zu bereiten und es herrschte allgemeine Freude und Heiterkeit.

Aber kaum hatten wir uns den Felsen genähert, welche auf halbem Wege sich erheben, als wir von einem Dutzend bis an die Zähne bewaffneter Ladrones umringt und angegriffen wurden. Wir hatten wenig in unserem Besitze, das der Entwendung werth gewesen wäre, aber die Räuber waren offenbar in Noth. Der tapfere José Pantido und Zambo ergriffen gleich im ersten Augenblicke die Flucht: letzterer entrann ungestraft, der erstere aber wurde zu Boden gestreckt und gefangen genommen.

Stiazza und ich machten einige Widerstandsversuche, durch welche wir die Sombreros von wenigstens drei unserer Gegner vernichteten, aber wir wurden doch endlich von der Uebermacht überwältigt. Die Diebe nahmen uns das wenige Geld ab, das wir bei uns führten, beraubten uns unserer Serapés, unserer Hüte, unserer Jagdbeute und unserer Vogelflinten — ja selbst der Höllenmaschinen, legten uns auf den Boden und banden uns Hände und Füße, so daß geraume Zeit verging, ehe wir uns der Fesseln entledigen und unsere Reise fortsetzen konnten.

Als wir am Abend das Dorf erreichten, gab

Sennor Stiazza die aufrichtigste Betrübniß und Entrüstung über den Verlust seines geliebten Bolo zu erkennen, während seine zerlumpten Begleiter mit den hungrigen Gesichtern in gerechtem Schmerz über den an ihnen verübten Raub klagten, durch welchen sie die ihnen überlassene Beute eingebüßt hatten.

XIV.

Das Accordada oder Hauptgefängniß.

Lärmendes Benehmen der Gefangenen. Corridor. Hofraum und Brunnen. Gefangene im zweiten Stockwerk. Mangel an Fürsorge für Hilflose. Elend der unteren Klassen. Die Kapelle. Gebrauch vor einer Hinrichtung. Gefangene als Gassenkehrer. Gefängniß für Frauen. Gruppen im Hofe. Ein Scheinpriester. Ein Kampf im Wasser. Der alte Spieler. Ein Betbruder. Unzüchtige Gesänge. Der Korbmacher. Bettelei. Statistisches.

Die mexikanische Gefängniß-Disciplin gibt eine lebendige Erläuterung zu den mannigfachen und entgegengesetzten Versuchen, die man hinsichtlich solcher Anstalten in den verschiedenen civilisirten Ländern der Welt vorgenommen hat.

Innerhalb des geräumigen Hofraumes des mexikanischen Gefängnisses — des „Accordada" — sieht man eine solche Horde elender und verderbter männlicher Verbrecher, wie sie vielleicht von den niedrigsten gesellschaftlichen Graden keines anderen Volkes aufzuweisen ist. Einige dieser unglücklichen Geschöpfe schaaren sich bunt durcheinander in Winkeln oder kauern in Gruppen zusammen, um zu plaudern oder zu

spielen; andere schreien und tanzen oder zanken und ringen mit einander oder plätschern in dem schmutzigen Wasser eines in der Mitte befindlichen Beckens herum, während einige ihre zerfetzten Serapés mit zerbrochenen Nadeln ausbessern, aus alten Binsen Körbe flechten oder das in Menge vorhandene Ungeziefer jagen. Hier hört man unzüchtige Gesänge oder klägliche Ave Marias — dort stiehlt ein Gefangener dem andern Speise und Kleider; hier flehen einige um das Mitleid zufälliger Besucher, dort um den unschätzbaren Segen eines Priesters, der sich in das Gefängniß verirrt hat.

Mit einer Vollmacht des Don Meute Ciorno de Jiauhetes oder eines andern Beamten ausgestattet, tritt man durch die von zahlreichen Posten bewachte Thüre und folgt, nachdem man seinen Erlaubnißschein vorgezeigt hat, einem Aufwärter eine düstere Treppe hinauf nach der zweiten Thüre, deren massives Ansehen ihrem schrecklichen Zwecke vollkommen zu entsprechen scheint. Sobald diese Thüre sich öffnet vernimmt man mit einem peinlichen Gefühle einen verworrenen wüsten Lärm — man hört Kettengeklirr, das Stöhnen und Jammern der Gefangenen, das Klagen der Besucher, die gegen die Gefangenwärter ausgestoßenen Verwünschungen, die Schritte der Kerkermeister und Wachen, das Geschnatter der Schreiber und das lärmende Gelächter der Sorglosen. Das erste Gemach, in welches man eintritt, ist hoch und geräumig und der Verrichtung derjenigen schlechtgeordneten Amtsgeschäfte der Anstalt gewidmet, zu deren Vollziehung die Beamten Lust und Muße haben. Indem

man an diesem Schwarme von Unterbeamten vorüber geht, die theilweise mit Schreiben beschäftigt sind alle aber einen entsetzlichen Lärm machen, erkennt man augenblicklich den Plan und die Benützung des Gebäudes.

Hinter uns liegen die massiven eisernen Pforten, durch welche wir eben eingetreten sind, vor uns dehnt sich ein langer Gang aus und durch eines der mit eisernen Stangen verwahrten Fenster sehen wir, daß der hohe Corridor, in welchen wir eingetreten sind um einen unterhalb liegenden viereckigen Hofraum läuft, in dessen Mitte ein Wasserbecken sich befindet, um welches die meisten Gefangenen des Accordada versammelt sind. Das Gebäude ist vest und umfangreich, wie dieß zur Aufnahme und Verwahrung einer so erstaunlichen Anzahl von Gefangenen erforderlich ist. Es fehlt jedoch der Anstalt gänzlich an jener Ordnung und Regelmäßigkeit, welche eine Anstalt dieser Art schlechterdings verlangt. Die Gefangenen haben wenig Ursache, über eine strenge Disciplin oder über allzuspärliche Rationen zu klagen — besonders die Haufen von Léperos, die innerhalb der Gefängnißmauern gewöhnlich ein eben so ausschweifendes Leben führen wie jemals außerhalb derselben.

Die verschiedenen Gemächer oder Zellen des zweiten Stockwerks sind für Gefangene höheren Standes und für Missethäter bestimmt, deren Verbrechen von etwas schwererer Art ist als gewöhnlich. Es kommt aber trotzdem nicht selten vor, daß Gefangene der letzteren Art ja selbst zum Tode verurtheilte Verbrecher den im Hofraume befindlichen Haufen sich

anschließen und innerhalb des Gebäudes nach Belieben herum gehen dürfen. Es mag auf den ersten Blick überraschen, daß unter solchen Verhältnissen die Zahl der Flüchtlinge nicht größer ist als es der Fall sein mag, aber es gibt zwischen dem Corridor oder dem Hofraume und dem äußeren Thore mehre Thüren und die Zahl der Aufseher, so unthätig diese in der Erfüllung ihrer Pflichten auch sein mögen, ist groß genug, um die kühnsten Versuche dieser Art zu vereiteln.

Da es im ganzen Lande kein Asyl für Arme gibt und überhaupt für Dürftige und Hilflose in keiner Weise gesorgt ist, so ist es in Betracht des entarteten Zustandes der ärmeren Klassen nicht auffällig, daß Mord und Diebstahl zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören und die Zellen des Accordada mit Verbrechern aller Art angefüllt sind. Ein großer Theil der Bevölkerung befindet sich in der hoffnungslosesten Lage. Es fehlt den Leuten an Gelegenheit sich zu beschäftigen und es ist daher kein Wunder wenn sie außerordentlich träge sind; es fehlt ihnen ferner an Selbstachtung und jeder Veranlassung zur Reinlichkeit. Wie könnte daher ihr abstoßendes schmutziges Wesen überraschen? Die flüchtige Vergessenheit, die sie sich durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke erkaufen, ist ihr einziger Trost; es ist daher eine ganz natürliche Folge, wenn sie zanksüchtig sind, und da das Accordada als ein Asyl und eine Zuflucht betrachtet wird, wo man Obdach und Nahrung findet — Dinge die außerhalb nicht immer zu erlangen sind — so sind sie nicht sehr besorgt, sich ihm fern zu halten. Auf diese Weise

müssen die Verständigen, die Fleißigen und Betriebsamen des Volkes fortwährend über ihre Kräfte zur Erhaltung einer riesenhaften Zufluchtsstätte des Lasters beisteuern, in welcher Verbrecher aller Art und von allen Graden der Niederträchtigkeit zur gegenseitigen Verschlimmerung zusammengeschaart sind.

An dem einen Ende des Hofraumes mitten im wildesten gotteslästerlichsten Lärm befindet sich die Kapelle, an deren Mauern die Gefangenen sich niederlegen und spielen. Hier versammeln sich bei Gelegenheit die Bewohner des Hauses, um ihre unverständlichen Gebete zu murmeln und fromme Lieder zu singen, die in ihrem Munde zu Spottliedern werden. Hier werden auch zum Tode verurtheilte Verbrecher während der letzten drei Tage vor ihrer Hinrichtung eingesperrt, damit sie sich einsamen Betrachtungen überlassen und Buße thun können, während ihre Mitgefangenen sich von Zeit zu Zeit vor der Thüre versammeln und Gesänge und Hymnen anstimmen, um sie mit der gehörigen Feierlichkeit an die Gränzen der anderen Welt zu geleiten und allen, welche die Sache angeht, eine heilsame Mahnung zu geben.

Hundert und fünfzig dieser männlichen Gefangenen werden täglich auf die Straßen geführt, wo sie kehren müssen, und es ist ein empörender Anblick, wenn man diese Leute unter einer starken Bedeckung ausrücken sieht und ihre mürrischen boshaften Gesichter, die tückischen Blicke, die sie auf ihre Wächter werfen, und den Widerwillen bemerkt, womit sie jede Arbeit verrichten; aber wie Galeeren-Sklaven paarweise zusammengefesselt, werden sie zur Arbeit gezwungen. Diese Dienst-

leistung könnte für sie selber so wie für das Gemeinwesen sehr heilsam werden, käme sie nicht zu selten an jeden der Gefangenen, die hierzu abwechselnd benützt werden, und würden nicht bei der Rückkehr in den Hof des Gefängnisses allerlei Excesse verübt.

Die weiblichen Gefangenen werden von den männlichen sehr streng abgesondert, aber die Auftritte die man auf einer Seite des Gefängnisses sieht, sind mit geringer Veränderung ein ziemlich getreues Bild von denjenigen, die man in den geschlossenen Räumen auf der andern Seite beobachtet.

Will man sich, um einige Beobachtungen anzustellen, unter die lärmenden Gruppen im Hofraume mischen, so schützt nur die Begleitung eines Beamten gegen allerlei Beleidigungen und Verhöhnungen, während sich die zerlumpte Menge in ihrer Beschäftigung kaum stören lassen wird.

Der erste Verbrecher, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist ein Mann mit einem geschorenen Kopfe, der eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Priester hat, und man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, daß ein diesem erhabenen Berufe angehöriges Wesen nur in Folge eines Mißverständnisses hier eingesperrt sein könne. Keineswegs. Dieser Mensch ist ein Betrüger. Er war früher Diener in der Familie eines „Padre“ in Puebla und hatte, nachdem er in einige Geheimnisse des Berufs eingeweiht worden war, die Frechheit, sich bei den leichtgläubigen und unwissenden Bewohnern eines entlegenen Bezirkes als wirklicher Priester niederzulassen. Der Betrug glückte eine Zeit lang; der vermeintliche fromme Pater wurde von dem Volke

mit Ehrerbietung aufgenommen und als ein willkommener Missionär begrüßt. Er reichte mehren Sterbenden die letzte Oelung, beanspruchte zahlreiche Legate und wurde als Beichtvater in die vertrautesten Geheimnisse eingeweiht. Es wurden ihm auch bedeutende Schenkungen zum Beßten der Kirche anvertraut, da er aber einige derselben zu seinem eigenen Vortheil verwendete, so kam der Betrug an den Tag. Der Scheinpriester wurde ergriffen vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Es gibt in dem ganzen Accordada keinen verderbteren, schamloseren Bösewicht als diesen ehemaligen „Padre."

In einem Winkel des Hofraumes ist ein Kerl mit unempfindlichem aber lustigem Gesichte von einer Gruppe umgeben, welcher er einige der piquantesten seiner früheren Abenteuer erzählt. Wenn der Schelm mit lautem Gelächter einen besonders pfiffigen Streich erzählt, lauschen seine Zuhörer mit der eifrigsten Spannung und wenn die Wörter Dunkelheit, Beichtstuhl, Priester, Damen und Raub seinen Lippen entschlüpfen erschallt von allen Seiten ein lautes Gelächter. Die Gruppen, welche sich um ihn versammelt haben, empfangen jedenfalls von ihm einige schlagende Lehren für das Gewerbe des Lasters — besonders jene jungen Leute die erst kürzlich ins Gefängniß gekommen sind — und seine Winke und Weisungen werden bei der ersten Gelegenheit, wo sich seine Zuhörer wieder in Freiheit befinden, in vollem Umfange befolgt werden.

Zwei Männer, die sich in dem Wasserbecken baden,

haben im Wasser ihre Schwimmkunst und Gewandtheit gezeigt und einer von ihnen hat seinen Nebenbuhler so vollkommen übertroffen, daß der Besiegte die Geduld — oder vielmehr alle Herrschaft über sein wildes leidenschaftliches Gemüth verloren hat. Er packt seinen Gefährten an den Armen und drückt ihn unter das Wasser, um ihn zu ertränken, so kräftig sich dieser auch zu wehren sucht. Ohne die etwas säumige Dazwischenkunft der Aufseher würde er unter dem Gelächter und Beifallsgeschrei des gefühllosen Haufens, welcher ihn umgab, seine entsetzliche Absicht jedenfalls ausgeführt haben.

Jener abgemagerte Gefangene dort, der für einen Streit zwischen zwei Monté-Spielern zum Schiedsrichter erwählt worden ist, war einst ein reicher angesehener Mann, dem Opernlogen, Pferde und Wagen, lächelnde Lippen, unterwürfige Diener, üppige Gastmähler und prächtige Wohnungen zur Verfügung standen. Aber er war unglücklicher Weise ein leidenschaftlicher Spieler und Glanz und Reichthum waren bald verschwunden; er verlor Geld und Freunde; selbst seine Frau verließ ihn in seinem Mißgeschick und seine Kinder mußten bei fremden Leuten Obdach und Unterhalt suchen. Seine Gesundheit begann zu erliegen; er wurde krank und hatte keine andere Zuflucht als das Krankenhaus, das er nach einiger Zeit wieder verließ um die Entdeckung zu machen, daß die auf dem Straßenpflaster und in Hofräumen zugebrachten Nächte eben so kalt waren wie die Mildthätigkeit und das Mitgefühl seiner ehemaligen Freunde. Er wurde mit der äußersten Noth und dem ärgsten Elend ver-

traut, aber er war noch immer ein Spieler. Dieses Laster war ihm in allen Wechselfällen treu geblieben, und während jedes andere Gefühl in seiner Brust erstorben war, schien seine leidenschaftliche Liebe zum Spiel nur noch mächtiger zu werden. In diesem Zustande begegnete er der Versuchung; Erniedrigung und Mangel führten ihn mit jedem Schritte tiefer ins Verderben; er wurde das Opfer schlauer und listiger Genossen und wanderte schließlich in das Accordada. Hier hat er es einmal versucht sich in dem Wasserbecken zu ertränken und jetzt geht er gewöhnlich still und theilnahmlos in dem Hofraume umher, wenn er sich nicht einer Gruppe nichtswürdiger Spieler anschließen kann oder von diesen in irgend einer Streitigkeit als Schiedsrichter in Anspruch genommen wird. Einige seiner Mitgefangenen behandeln ihn seiner Vergangenheit wegen mit einer gewissen Ehrerbietung, aber obgleich er für alle das Spiel betreffende Fragen für eine ausgezeichnete Autorität gilt, so ist er für die Mehrzahl der Gefangenen seiner gedankenlosen Miene, seines zerstreuten Wesens und seiner abgemagerten Gestalt wegen doch nur ein lächerlicher Gegenstand.

Ein seltsamer Mensch mit grobem Haar, das beinahe bis zur Mitte seines Körpers reicht und dessen großes einfältiges Gesicht ihn fast zu einer Verkörperung lasterhafter Unwissenheit stempelt, kniet in der demüthigsten und andächtigsten Stellung, die er annehmen kann, vor einem kleinen bleiernen Bilde, das er wahrscheinlich durch Diebstahl an sich gebracht hat. Die Stellung, die er angenommen hat, ist das einzige

Andächtige an ihm, denn aus seinem Munde gehen Segnungen und Verwünschungen, Gebete und Lästerungen hervor. Erst vor einem Augenblicke hat er einem Mitgefangenen, der einen räuberischen Griff nach seinem tragbaren Heiligen versucht hatte, mit den entsetzlichsten Verwünschungen überhäuft und jetzt richtet er zur Entschuldigung eines ihm zwar nur noch dunkel erinnerlichen aber sehr langen Verzeichnisses früherer Sünden mit doppeltem Eifer sein Gebet an den Himmel. Das gottlose Geschöpf wird sich mit dem Wahne von seinen Knieen erheben, daß durch die Vermittlung seines bleiernen Bildes seine Sündenrechnung ausgeglichen sei und daß nun ohne Aufschub eine neue laufende Rechnung zwischen ihm und dem Himmel beginnen könne.

Nicht weit von diesem wunderlichen Wesen bemerken wir einen Bösewicht, der auf ganz andere Weise beschäftigt ist. Er sitzt kauernd auf dem Steinpflaster des Hofraumes, so daß die Kniee fast sein Kinn berühren, und fährt fortwährend mit seinen Händen über dem Kopfe umher, um seinen Worten Nachdruck zu geben. Er singt oder brüllt vielmehr, von einer Gruppe aufmerksamer Zuhörer umgeben, mit dem lautesten Tone seiner unangenehmen Stimme ein zotenhaftes Lied und springt in dem Augenblicke, wo seine Genossen in einen lärmenden Chor einstimmen, auf seine Füße, um mit wunderlichen Bewegungen herumzutanzen; hierauf erheben sich alle und hüpfen schreiend herum, bis dieser Fandango durch die stärkeren der Gesellschaft beendigt wird, indem diese die anderen gewaltsam und mit lautem Jubel niederwerfen.

Es gibt in dieser zahlreichen Versammlung nur drei Personen, die einigermaßen nützlich beschäftigt zu sein scheinen; zwei von ihnen weben etwas verschossene Seide an kleinen Handwebstühlen und der andere fertigt aus einem neben ihm liegenden Haufen Binsen verschiedenartige Körbe. Dieser letztere Gefangene ist fast der einzige tröstliche und versöhnende Gegenstand in dem Bilde. Er war noch vor Kurzem der Haupteigenthümer eines großen Bergwerks im Norden, an welches nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das Vermögen einer größeren Gesellschaft verschwendet worden war. Es waren mit einem Aufwande von vielen tausend mexikanischen Dollars Schachte eingeschlagen und bearbeitet worden, aber der erwählte Landstrich bewährte sich am Ende als unergiebig und der ungeheuere Kostenaufwand brachte nie einen Ertrag. Unwillig über ihre Verluste und mit jener Schnelligkeit noch nicht vertraut, mit welcher bei solchen Speculationen Kapitale verschwinden oder sich verdoppeln, wendeten sich die abwesenden Theilhaber gegen ihn als den geschäftsführenden Agenten und beschuldigten ihn des Diebstahls und der Veruntreuung der anvertrauten Gelder, so daß er sich in das Accordada versetzt sah, ehe er Zeit und Mittel gefunden hatte, seine Ankläger von ihrem Irrthume zu überzeugen. Als redlicher Mann die ihn umgebenden unwürdigen und schmutzigen Auftritte verachtend, begnügt er sich jetzt hier aus Binsen Körbe zu flechten, bis die säumige Gerechtigkeit Zeit haben wird, sich seiner anzunehmen.

Aber unser Begleiter verläßt jetzt plötzlich unsere

Seite — seine Aufmerksamkeit ist auf das Kleeblatt rachsüchtiger Spieler gerichtet gewesen, die jetzt am entgegengesetzten Ende des Hofraumes schreiend und tobend mit einander streiten. Mit welchen entsetzlichen Verwünschungen und Geberden sie auf einander eindringen! Wie wüthend sie einander beißen und schlagen! Es ist ein Glück für den Gefangenen, der am Boden liegt, daß Aufseher bei der Hand sind, sonst würde ihm plötzlich jede weitere Gelegenheit zu Zank und Streit abgeschnitten worden sein.

Ehe der Beamte zu uns zurückkehren kann entsteht plötzlich ein allgemeines Gedränge nach der Stelle, wo wir uns befinden, und wir fragen uns überrascht was diese Schaar verdächtiger Vagabunden für Absichten haben könne. Sie fallen uns zu Füßen und berühren unsere Kleider, um unsere Aufmerksamkeit zu gewinnen. „Bei dem Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit!" beginnen sie. Ah, sie wollen unser Mitleid anflehen; aber in diesem Augenblicke tritt der uns begleitende Aufseher wieder an unsere Seite, und sie weichen eingeschüchtert, fluchend und getäuscht zurück. Wir beeilen uns jetzt, den Hofraum zu verlassen, denn wir haben hinsichtlich der verschiedenartigen abschreckenden Gruppen, welche das Hauptgefängniß der Stadt Mexiko füllen, vor der Hand gerade genug gesehen.

Die nachstehende Ueberschlag-Berechnung der Anzahl von Gefangenen, welche diese Anstalt in einem Jahre aufnimmt, wird hinreichend beweisen, wie unwirksam das gegenwärtige System ist, und wie gebieterisch der Zustand der niederen Klassen im ganzen Lande Aufmerksamkeit und Besserung erheischt.

	Männer	Frauen	Gesammtzahl
Wegen Raub	1800	590	2390
" Rauferei	2937	1805	4732
" Bigamie u. s. w.	421	203	642
" Mord	180	42	222
" Unenthaltsamkeit u. s. w.	75	37	112
" Fälschung	11	3	14
" Vitriolbegießung . . .	41	17	58
" kleinerer Verbrechen . .	734	341	1075
Also Gefangene in einem Jahre bei einer Bevölkerung von nicht viel über 130,000 Seelen .			9237.

Die Besoldung der in dem Accordada erforderlichen Beamten beträgt jährlich fast 5000 Dollars, während die Unterhaltung der Gefangenen jährlich 35,000 Dollars kostet.

XV.

Begräbnisse.

Alacranes oder Scorpionspinne. Scorpionen-Jäger. Indianische Tracht. Indianische Hütten und Dörfer. Eine von Alacranes gestochene Frau. Verschiedenheit der Begräbnißplätze. Messen für die Reichen. Verächtliche Behandlung der Armen. Begräbniß einer Indianerin. Das Todtenhaus in der Hauptstadt. Straßenscenen. Pater Miguel in der Morgue.

In der tierra caliente oder heißen Gegend von Mexiko gibt es sehr gefährliche Insekten, Alacranes genannt, die hinsichtlich ihrer Gestalt dem Skorpion und der Spinne gleichen. Diese Thiere haben zwei Zoll lange mit Stacheln bewaffnete Schwänze und ihr Körper hat ungefähr die Größe der größten Spinnen. Sie halten sich in alten Häusern und deren Umgebung auf und ihr Stich hat besonders bei schwächlichen und jungen Leuten unvermeidlich eine gefährliche Krankheit, wenn nicht den Tod zur Folge. Die Bewohner dieser Gegend umgeben ihre Betten im Frühjahre mit einem eigenthümlichen Netzwerke, um sich während der Nacht gegen diese Scorpione zu schützen,

und der Fremde thut wohl, in diesen Bezirken so vorsichtig als möglich zu sein, ehe er sich setzt, zu Bette geht oder auch nur seine Waffen angreift oder seinen Sombrero aufsetzt; denn man findet diese Thiere häufig im Hutfutter oder im Schlosse einer Pistole und an ähnlichen Orten, wohin sie sich ihrer Sicherheit wegen verkriechen.

In einigen der Bergwerk-Städte im nördlichen Theile des Landes haben sich Vereine zur Vertilgung dieser gefährlichen Insekten gebildet und Leute, die nichts besseres zu thun haben, beschäftigen sich damit, sie zu jagen und erhalten für jeden Körper eines Scorpions oder einer Scorpionspinne eine Belohnung von zwei Clacos. Da dieses Geschäft einigermaßen mit dem Reize der Jagd verknüpft ist und von den in diesen Städten wohnenden geringeren Klassen eine leichte Beschäftigung immer jeder anderen vorgezogen wird, so ist kein Mangel an Alacranes-Suchern, obgleich dieser Beruf mit vielen Gefahren und Beschwerden verbunden ist.

Vor dem Eingange einer niedrigen Hütte ungefähr zwei Stunden von der Stadt Durango sitzen drei Personen, deren trauriges Gespräch dann und wann durch ein hohles Stöhnen und Seufzen, das aus dem Innern der Hütte kommt, unterbrochen wird. Der Glanz eines prächtigen Sonnenuntergangs übergoldet das gebrechliche Gebäude und das unebene Gelände, von welchem es umgeben ist, und nöthigt die vor der Thüre sitzenden wunderlichen Gestalten sich abzuwenden und ihre Augen mit den Händen vor dem blendenden Glanze des Sonnenlichtes zu schützen.

Der älteste dieser drei ist ein Indianer in mittlern Jahren mit abgemagertem ernsten Gesichte und theilweise geschorenem Kopfe. Er trägt einen elenden strohdachartigen Mantel oder Serapé von geflochtenen Wasserschwertlilien und die zerrissenen Beinkleider, die kaum bis an die Knie reichen, lassen Beine und Füße nackt, so weit diese nicht mit einem Ueberzuge von Schmutz und Lehm bedeckt sind. Die zwei andern sind Jünglinge, dem Anscheine nach von sechzehn bis achtzehn Jahren, noch spärlicher gekleidet als ihr älterer Gefährte, mit jenem nichtssagenden schläfrigen Gesichtsausdrucke, der den Indianern so eigenthümlich ist, und mit wildem verfitzten Haar, das nach allen Richtungen abstehend ihren Köpfen ein so wunderliches Ansehen gibt, daß man sie fast mit Stachelschweinen vergleichen könnte. Mit gebeugtem Haupte und betrübten Gesichtern treten jetzt diese drei Gestalten in die einsame Hütte, vor welcher sie gesessen haben.

Das Rancho oder die Hütte ist ein Bild ganzer Dörfer. Es gibt kaum noch andere menschliche Geschöpfe, die elender wohnen als die Indianer. In Gegenden, wo es nicht an Bäumen fehlt, wählen sie gewöhnlich den Fuß eines Pisang- oder Palmenbaumes, wo sie, eine als Ein- und Ausgang dienende Oeffnung lassend, einige Rohrstöcke aufrecht in den Boden stecken, diese mit einer Art Stroh- oder Binsendecke umhüllen und das Ganze durch ein leichtes Dach von demselben Material vollenden. Die Hütte, von welcher hier die Rede ist, hat noch außerdem auf jeder Seite des Eingangs ein Paar Holzstämme und in der Umhüllung sind hier und da einige Palmen-

blätter sichtbar. Der Fußboden besteht aus einer grauen lehmartigen Erdmasse; ein Holzblock, der die Stelle eines Tisches vertritt; zwei mit einer schmutzigen Haut bedeckte Baumstämme, die eine Art Bett bilden und ein kunstloser Ofen zum Backen der Tortillakuchen sind der einzige Hausrath, welchen die Hütte enthält. Auf dem elenden Bette liegt eine ältliche Frau von welcher die Klagetöne ausgehen, die dann und wann sich vernehmen lassen. Ihre Augen haben schon seit langer Zeit nichts weiter gesehen als die Dunkelheit des elenden Gemaches, in welchem sich ihr Schmerzenslager befindet und sie gibt die Hoffnung auf, die Sonne je wieder über die Berge emporsteigen zu sehen, wie ehemals als sie noch ihren mühsamen Weg nach der benachbarten Stadt nahm, um ihren Mais und ihre Tortillakuchen abzusetzen.

Der Mann in dem Binsenmantel ist der Gatte der Dulderin und die zwei Jünglinge sind die Söhne des Paares. Sie sind Scorpionen-Jäger und die Netze, deren sie sich zum Einfangen der abscheulichen Insekten bedienen, hangen über ihren Waffen. Die ganze Familie hat wiederholt von den Angriffen ihrer gefährlichen Beute zu leiden gehabt; die Mutter, die schon seit langer Zeit an einem durch Schmutz und Armuth herbeigeführten Siechthum gelitten hat, ist in einem kurzen Zeitraume zweimal von diesen giftigen Insekten gestochen worden und dieser doppelte Angriff hat so verderbliche Folgen gehabt, daß sie jetzt von Schmerzen gequält hoffnungslos daniederliegt.

Wenige Tage später trugen die drei Indianer die irdischen Ueberreste der armen Frau nach der letzten

Ruhestätte in einem einsamen Winkel eines abgelegenen Begräbnißplatzes bei Durango.

Bei hochgesitteten Völkern sind die Beerdigungsgebräuche selbst bei den geringsten Leuten mit einem zuweilen lächerlichen Gepränge verbunden; in Mexiko ist es dagegen ganz anders. Der Arme hat keine Aussicht, in eine freundliche stille abgeschlossene Ruhestätte gelegt zu werden, welche durch das Andenken an vorangegangene Verwandte und Freunde geweiht und durch die liebevollen Besuche und die zärtliche Trauer theuerer Hinterlassenen geheiligt wird — er hat keinen Anspruch auf ein stilles friedliches Bett unter üppigem langen Grase und wilden Blumen, keine Hoffnung, daß ein zarter Fuß den Boden über ihm betreten oder daß irgend jemand mit bewegter aber freundlicher Miene die Inschrift des Steines lesen werde, welcher die Stelle andeutet wo er liegt. Kein Gedanke an schattige Bäume und zwitschernde Vögel, an ruhige Sabbate und feierliche Lobgesänge und andächtige Schaaren — nichts als Vernachlässigung und Verödung.

Bei einem Reichen werden dagegen weder Prunk noch Kosten gespart. Wer in Mexiko als Reicher stirbt und den größeren Theil seines Reichthums der Kirche vermacht, sichert sich nicht nur ein glänzendes Gepränge auf der Erde, sondern auch außerdem noch ein zuverlässiges Geleit in den Himmel. Er kümmere sich nicht um Freunde und Angehörige, sondern überlasse seine Familie der Fürsorge und Obhut des Himmels — beängstige sich nicht über begangenes Unrecht, über vernachlässigte Pflichten — sondern bedenke

in seinem Testamente nur jene unersättliche, reiche National-Bettlerin die Kirche und seine Seligkeit ist gesichert und die Messen und Requiems für das Heil seiner wohlthätigen Seele werden dem Preise, den er dafür bezahlt hat, angemessen sein.

Geringe Leute werden in sehr urthümlicher Weise ohne Sarg und fast ohne alle Hülle begraben und der Tod erhält durch die Unsauberkeit und herzlose Vernachlässigung, die ihn begleiten, für den an diese Bräuche nicht gewöhnten Beobachter etwas Schauerliches und Abschreckendes. Der allen Blicken preisgegebene todte Körper wird, manchmal ganz ohne Geleit, eilig nach einem verfallenen vielleicht am Ende eines öffentlichen Spazierganges gelegenen Begräbnißplatze gebracht, wo man ihn in die Erde wirft — nachdem vielleicht, wenn Verwandte da sind, die es bezahlen können, in einer kleinen Kapelle einige gleichgültige Gebete gesprochen worden sind. Das Begräbniß ist von keinerlei Feierlichkeit begleitet und den Trauernden wird kein Trost gespendet, wie man überhaupt den Armen nur wenigen geistlichen Trost gewährt und selbst diese Wenigkeit sehr sorgfältig nach dem Grade der Armuth abmißt.

Das Begräbniß, welchem ich beiwohnte, war das einer der Geringsten unter den Geringen, einer der Aermsten unter den Armen. Tupe — so hieß der Indianer — und seine beiden Söhne waren die einzigen Trauernden, welche der Leiche folgten; sie hatten mit ihren eigenen Händen das Grab gegraben und es war außer ihnen niemand bei dem Begräbniß; kein Priester sprach eine Messe, ein Gebet oder einen

Segen; es wurde kaum ein Wort gesprochen. In tiefer Stille, die nur die Seufzer der drei Angehörigen unterbrachen, wurde der elend bekleidete Leichnam an der geringsten Stelle des Begräbnißplatzes in die Erde gebettet und ich verließ den Ort mit einem Gefühle der Theilnahme und Entrüstung.

Der Vorfall erinnert mich an einen anderen schrecklicherer Art, der mir einst in der Hauptstadt Mexiko begegnete und den ich hier mittheilen will, weil er für das Land besonders charakteristisch und dem vorliegenden Gegenstande nicht ganz fremd ist.

Es ist, wie ich glaube, eine nicht eben allgemein bekannte Thatsache, daß die mexikanischen Priester häufig mit Favoritinnen und Concubinen leben und ihre Familie in ihren eigenen geweihten Wohnungen aufziehen. Diese Sitte bringt ihnen keine Schande und beraubt sie keineswegs des Rechtes sich der besten Gesellschaft anzuschließen. Ein Padre Namens Miguel war jedoch einen Schritt weiter gegangen; er hatte mehre Jahre mit einer sehr liebenswürdigen und gebildeten Frau gelebt und dann sie und ihre Kinder treulos verlassen. Dieser Umstand hatte die Achtung, deren er sich seither in seinem Bezirke erfreut hatte, gebührender Weise sehr geschmälert, obgleich er ohnedieß in der Gesellschaft nicht eben sehr beliebt gewesen war. Die seinem Bezirke angehörigen Vagabunden waren gegen ihn erbittert, weil durch seine Vermittelung mehre Léperos und Diebe der verdienten Strafe überliefert worden waren, und es wurde mancher entsetzliche Fluch gegen ihn ausgesprochen, mancher wüthende Blick auf ihn gerichtet; ja es wurde sogar im Stillen

davon gesprochen, daß einige Meuchler beschlossen hätten, seiner Wachsamkeit für die Zukunft ein Ziel zu setzen.

Neben dem Accordata oder öffentlichen Gefängniß der Hauptstadt gibt es ein niedriges düsteres Gemach mit einem vergitterten nach der Straße gekehrten Fenster. Es ist das Todtenhaus oder die „Morgue" der Stadt, und auf einer Erhöhung, die sich nach dem Fenster neigt, werden die in der Nacht innerhalb der Stadt und der Vorstädte aufgefundenen Leichen ausgestellt.

Es fehlt in Mexiko nicht an traurigen Anblicken — nicht an Erscheinungen, die hinreichen, den Gefühlvollen abzuschrecken und das Herz des Menschenfreundes mit Kummer zu erfüllen, aber nirgends begegnet man vielleicht so traurigen Anblicken als auf der offenen Straße vor dem kleinen vergitterten Fenster jenes verhängnißvollen Gemaches. Da hört man häufig herzzerreißendes Geschrei und Klagen! Frauen beklagen den Verlust ihrer Gatten, Waisen weinen an der Leiche ihres ermordeten Vaters; eine Tochter oder Schwester klagt bei den Ueberresten eines theueren Verwandten. Könnten die Steine dieses Gewölbes reden, wie traurig würden ihre Offenbarungen sein!

Einer der rührendsten Anblicke, die mir je an dieser feierlichen Stätte begegnet sind, war der Kummer einer Mutter und ihrer Töchter. Nie hatte sich in irgend einem weiblichen Angesichte der Schmerz so scharf ausgeprägt wie in den Zügen der Matrone, als sie an das Fenster trat, um hineinzuschauen, voll Entsetzen zurückbebte und dann sich

wieder näherte, um ihren Blick immer wieder auf den Gegenstand zu richten, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Ich vergebe ihm alles!“ sprach sie dabei. „Ich vergebe ihm jetzt. Ich habe ihn geliebt und er hat mich verlassen — aber ich vergebe ihm alles — ich vergebe ihm jetzt!“ Kein Geschrei das je in dem Gewölbe dieses Gemaches wiederhallte, war so herzzerreißend als der Jammerruf des jungen, in ihrem Schmerze so schönen Mädchens an der Seite der Matrone. „Mein Vater!“ war ihr einziger Ruf. „Mein Vater — o mein Vater!“

Von inniger Theilnahme ergriffen trat ich näher und bückte mich, um in das Fenster zu schauen. Mein Blick fiel auf den Körper eines Mannes, der in priesterlichem Gewande auf der hinter dem Gitter befindlichen Erhöhung lag. Das Gesicht war sehr entstellt, das Haar zum Theil ausgerauft, die Kleidung an mehren Stellen zerrissen und die Hände waren wie im Kampfe gegen einen gewaltsamen Tod krampfhaft zusammengepreßt. Ich betrachtete den Todten genauer. Ja wahrhaftig, es war Padre Miguel! Seine zerlumpten unversöhnlichen Feinde hatten sich an ihm gerächt. Der Dolch eines Lépero hatte sein Herz durchbohrt!

Obgleich das Schicksal dieses Mannes kein großes Mitleid erwecken konnte, so war doch sein Leichenbegängniß von ganz anderer Art als das stille unbeachtete Begräbniß, das ich vorher geschildert habe.

XVI.

Die Nordamerikaner in Mexiko.

Ein Sprüchwort. Verschiedene Wirkung des Verkehrs. Mißtrauischer Charakter der Mexikaner. Handelspolitik. Erzeugnisse des Landes. Ackergeräthschaften. Vorliebe für amerikanische Moden. Veränderungen. Ein Wanderkrämer. Mexikanische Begriffe von dem amerikanischen Heere. Die Generale Scott und Taylor.

Es herrschte in Mexiko noch jüngst der Aberglaube, daß die Ankunft einer Anzahl Amerikaner im Lande jedesmal die nasse Jahreszeit mit sich bringe. Dieses Vorurtheil scheint jedoch wie manches andere von ernsterer Art schnell zu verschwinden.

Interessant ist es die Wirkung zu verfolgen, welche der Einfluß der Amerikaner in verschiedenen Beziehungen auf die jüngere Bevölkerung der Republik — auf die Gewohnheiten der Einwohner, auf ihre Meinungen und Vorurtheile, auf ihre Handlungsweise, ihre Sprache und ihre allgemeine Gesittung hervorgebracht hat. Es ist viele Mißgunst, so leidenschaftlich sie auch gewesen sein mag, unter dem Einflusse einer näheren Bekanntschaft gemildert und beseitigt worden und es ist anziehend, das einer solchen Vereinigung

folgende Gemisch von Redensarten und Sitten, sowie die zuweilen sich kundgebenden kleinen Täuschungen und diejenigen Erscheinungen zu beobachten, in welchen die Mexikaner durch den Verkehr mit ihren Gästen offenbar nichts gewonnen haben.

Der eifersüchtige Argwohn, mit welchem die Mexikaner früher andere Nationen und vielleicht ganz besonders das Volk der Vereinigten Staaten betrachteten, suchte in der That seines Gleichen. Man nannte, während die Feindseligkeiten im Fortschreiten waren, den bloßen Namen der Amerikaner mit maßloßem Haß und Groll. Mögen dagegen auch jetzt noch immer in mancher Brust ähnliche Gefühle schlummern und nur auf eine Gelegenheit warten, um in unverstellter Erbitterung hervorzubrechen, so ist doch zu hoffen, daß die Mehrzahl freundschaftliche Gefühle nährt, welche zu einem für beide Länder günstigen Ergebniß führen werden.

In Bezug auf allgemeine Handelsgrundsätze, Erzeugnisse und Beschränkungen hat der Verkehr des mexikanischen Volkes mit andern Völkern bis jetzt wenig heilsame und vielversprechende Ergebnisse gehabt. Ausschließung und kurzsichtiger Argwohn sind noch immer die vorherrschenden Züge der mexikanischen Handelspolitik. Freisinnigkeit, Neuerungen und Besserungen sucht man vorsichtig abzuwenden. Fremde Erzeugnisse von Wichtigkeit werden als verderblich zurückgewiesen und das Land ist mit Erfolg einem ehrlichen Handelsverkehr verschlossen, während es den unerlaubten Unternehmungen verwegener Schwindler und Schmuggler aller Art geöffnet ist.

Die Folgen dieser engherzigen Politik zeigen sich fortwährend bei allen Klassen der Bevölkerung; den Reichen sind die Mittel eines vortheilhaften Austausches größten Theils entzogen; Steuern und Abgaben sind überaus drückend und die Armen seufzen unter der Noth der Arbeitslosigkeit und unter dem Drucke der hohen Preise aller Gegenstände, welche ihr Elend lindern könnten. So muß ein armer Mexikaner für eine wollene Decke, oder ein Weib für einen baumwollenen Reboso einen Preis bezahlen, für welchen sie fünf ganz gleiche Gegenstände dieser Art kaufen würden, wenn die Erzeugnisse Europas und des übrigen Amerikas unter mäßigen Bedingungen eingeführt werden könnten. Die Leistungen des Handwerkerstandes sind von sehr geringer Art und es machen selbst Glas- und Lederwaaren hiervon keine Ausnahme. Die gepriesenen Wollen- und Seidenzeuche, Spitzen, Baumwollenstoffe, Hüte und Töpferwaaren würden in einem freisinnigen Lande für schmachvolle Erzeugnisse gelten. Hinsichtlich der landwirthschaftlichen Geräthschaften ist man in Mexiko noch weiter hinter andern Ländern zurück. Es gibt glaube ich, in Mexiko kaum eine Mühle zum Kornmahlen; man zermalmt das Korn durch ein Verfahren wie es in der ältesten Zeit Brauch gewesen ist. Die Pflüge sind von derselben Beschaffenheit wie sie vor tausend Jahren gebräuchlich waren; sie sind ganz von Holz, haben die Gestalt eines Keiles und werden von Ochsen gezogen, obgleich das Land an Pferden und Maulthieren sehr reich ist. Andere nöthige Werkzeuge sind nichts weiter als hölzerne Stäbe mit eisernen Spitzen am unteren Ende und wollte man den

echten Mexikaner nach der Ursache seines Widerwillens gegen alle Neuerungen fragen, so würde er in allen Fällen jenen alten und genügenden Grund anführen, „daß diese Dinge stets so gewesen wären und daher für ihn stets so bleiben müßten.“

Einige Gewohnheiten und Gebräuche im Gewerbsverkehre haben jedoch durch die Berührung mit den Yankees eine ergötzliche Färbung erhalten. Man findet nicht selten einen Mexikaner, der einen Theil von dem Verstande und der Klugheit der Yankees seiner eigenen Würde beigefügt zu haben glaubt oder eine besondere Vorliebe für amerikanische Uniformen und amerikanischen Tabak an den Tag legt. Wenn man die Billigkeit eines Gegenstandes bezweifelt, der Einem aufgedrungen wird, so wird der Kaufmann nicht selten versichern, daß es amerikanische Mode sei. Einzelne Gegenstände, an welchen man Geschmack findet, werden für Waaren von amerikanischer Zurichtung ausgegeben, um den übermäßig hohen Preis zu entschuldigen. Ich kaufte einst einen Reisekoffer, an welchem ich eine Woche vorher in der Werkstätte eines Sattlers hatte arbeiten sehen, als einen direct aus den Vereinigten Staaten bezogenen Gegenstand.

Vor einigen Jahren würde es ein unverzeihlicher Frevel gewesen sein, hätte sich jemand in einem langen Ueberrocke auf öffentlicher Straße zeigen wollen — wie dieß in den entlegenen Theilen der Republik noch jetzt der Fall sein würde, so eingenommen sind die Mexikaner für ihr National-Kostüm — gegenwärtig aber sieht man auf der Straße solche Röcke sehr häufig.

Viele junge Damen finden ein Vergnügen daran, bei besonderen Gelegenheiten einige gebrochene amerikanische Worte zu lispeln, wobei sie die englischen Vokale mit all' der Stärke und Rundung aussprechen, die ihrer eigenen herrlichen Sprache eigenthümlich sind. Viele unter altspanischen Namen bekannte Gegenstände und einige andere, die aus neuerer Zeit stammen, überraschen jetzt ihre Besitzer durch ihre neuen amerikanischen Benennungen. Ebenso verrathen einige gebräuchliche Redensarten und Ausdrücke sogleich ihren nördlichen Ursprung und ein ketzerischer Reisender aus Europa oder den Vereinigten Staaten findet jetzt weit mehr Duldsamkeit und wird weit weniger als Ungeheuer angestaunt als dieß in der Zeit vor dem Kriege der Fall gewesen sein würde.

Es mag in der That gegründet sein, wenn man annimmt, daß das Erziehungswesen und die allgemeine Bildung in Mexiko im Fortschreiten begriffen seien, wenn es auch nur ein langsames Fortschreiten ist. Wenn nur ein zunehmender Verkehr mit andern Völkern dazu beitragen könnte, die schmachvollen Banden zu sprengen, in welchen Mexiko seit Jahrhunderten von der Priesterherrschaft gefangen gehalten worden ist, dann wäre große Hoffnung vorhanden. Die Vorurtheile und der Eigensinn des Volkes würden mit anderen auf Roheit und Unwissenheit sich stützenden Eigenthümlichkeiten schnell dem sich verbreitenden Lichte der Aufklärung weichen.

In Bezug auf das Spiel muß man eine gründliche Reformation wünschen. Dieß ist hier ein furchtbares, überwiegend herrschendes Laster, das für Tau-

sende Hauptlebenszweck zu sein scheint, dem viele ihre ganze Zeit widmen und das fortwährend die ekelhaftesten und abstoßendsten Auftritte zur Folge hat. Es ist jetzt weiter verbreitet als dieß vor dem Besuche der Amerikaner der Fall war und obgleich man diesen vielleicht Unrecht thun würde, wollte man ihnen diese Vermehrung zuschreiben, so bleibt es doch unläugbar, daß ihre Anwesenheit keineswegs dazu beigetragen hat, das Laster zu beschränken. Aberglaube, Spiel und Trägheit sind jedenfalls die drei drückenden Flüche, unter welchen dieses schöne Land seufzt und schmachtet.

Ich lernte einst einen Wanderkrämer Namens Joaquim Gaber kennen, der mit seinen Waaren, sobald er es ungestraft thun konnte, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wanderte. Er war ein angenehmer munterer Mensch und seine offenherzige Lebhaftigkeit und Gesprächigkeit, seine kleine unvollkommene Gestalt — es fehlte ihm ein Arm — die unter der Last seines ungeheueren Packetes fast zusammenbrach, sein verwelktes von der Sonne verbranntes Gesicht und seine durchdringenden Augen, die das Geheimniß ewiger Bewegung zu besitzen schienen, werden mir lange erinnerlich bleiben, ebenso sein alter blauer Serapé mit der wollenen erhöhten Einfassung und den zerlumpten Säumen, sein abgenutzter bandloser Sombrero mit dem ausgehöhlten Rande, seine hemdlose Brust mit der darunter befindlichen verschossenen Schärpe — seinem einzigen Busenfreunde — und seine schmutzigen ledernen Beinkleider, die sich dann und wann öffne-

ten und seine alten grünen Kniebänder der allgemeinen Bewunderung preisgaben.

Er hatte ein elastisches lebendiges Gemüth, das trotz ungünstiger Umstände und schlechten Wetters ihn immer eben so schnell wieder erhob als er niedergebeugt worden war; er war für einen Mann seines Standes ziemlich verständig, hatte einen großen Theil seines Vaterlandes durchwandert und schien im Stande zu sein, über das was er gesehen hatte, nachzudenken — eine bei den mexikanischen Armen ungemein seltene Eigenschaft. Ich erfuhr, daß er einst auf dem Rückwege von einer Handelsreise von einigen Abtheilungen des amerikanischen Heeres eingeholt und von einer herumstreifenden Schaar als Führer benutzt worden sei. Sobald ich dieß gehört hatte, bemühte ich mich, über dieses ihm widerfahrene Abenteuer und den Eindruck, den es auf ihn gemacht hatte, etwas Näheres zu erfahren.

„Als die Amerikaner sich dem Innern des Landes näherten," sprach er, „nachdem sie an den Gränzen in jedem Kampfe den Sieg gewonnen hatten, waren die entsetzlichsten Gerüchte von ihrer Grausamkeit und Raubsucht im Umlauf. Man sagte uns, als sie gegen die Hauptstadt heranrückten, daß es keine Folter und keine Schmach gebe, der sie uns nicht unterwerfen würden, wenn wir uns von ihnen besiegen ließen. Die Priester waren vorzugsweise sehr eifrig bemüht, die Gemüther des Volkes in allen Theilen der Stadt gegen die Amerikaner aufzureizen und die Weltgeistlichen gingen bei den reicheren Familien von Haus zu Haus, um deren Eifer gegen die Eindring-

linge anzufachen und zum Besten der Sache Geld einzusammeln. Es war allgemein die Meinung verbreitet, daß unsere Feinde nichts mehr und nichts weniger seien als Ungeheuer, vom Himmel gesendet, uns wegen unserer Sünden und wegen der Vernachlässigung der heiligen Kirche heimzusuchen.

„Ich selber hatte einen so entsetzlichen Begriff von unseren Feinden, daß ich weder essen noch schlafen konnte. Es war mir als ob ich den Verstand verloren hätte. Mein Gemüth schien nur der Furcht geöffnet, allen anderen Regungen aber verschlossen zu sein; ich mochte schlafen oder wachen, stets verfolgte mich das Schreckbild unserer Feinde und ich war eben im Begriff, mich über Hals und Kopf aus dem Staube zu machen, als ich mich plötzlich von mehren feindlichen Soldaten umringt sah.

„Es waren besonders die amerikanischen Generale, für welche nach meiner Meinung keine Grausamkeit zu entsetzlich war. Sie wurden gewöhnlich als die entsetzlichsten Verkörperungen der Grausamkeit und Raubsucht geschildert. Einige behaupteten, daß sie bei der Jungfrau und allen Heiligen geschworen hätten, jeden Mexikaner, der in ihre Hände fallen würde, aufzuhängen, während sie nach der Ansicht anderer, ohne Zweifel unmittelbar vom Teufel selber abgesendet waren und die ernste Absicht hatten, seine Rache an der Stadt auszuüben.

„Sie können sich daher denken, welche Verzweiflung mich ergriff, als ich mich in der Gewalt so fürchterlicher Feinde sah. Ich erwartete jeden Augenblick, daß man mich aufknüpfen würde und konnte anfänglich

gar nicht begreifen, warum man so lange zögerte, mich aus der Welt zu schaffen. Allmälig aber merkte ich, daß ich freundlich behandelt wurde und daß meine Feinde nicht die Absicht zeigten, mich aus Rache für die Grausamkeit, womit unser Volk amerikanische Gefangene behandelt hatte, dem Tode zu weihen. Man ließ mich fast ohne allen Zwang überall herum gehen und benutzte mich, wie ich bereits erwähnt habe, dann und wann auf den Gebirgswegen als Führer.

„Noch mehr fühlte ich mich aber überrascht, als ich die amerikanischen Generale sah. Statt der unmenschlichen Ladrones, wie ich sie mir vorgestellt hatte — statt der Wütheriche mit blutdürstigen Gesichtern und thierischer Haut, wie unsere Lehrer sie uns geschildert hatten — sah ich zwei hübsche Männer mit väterlichem Gesichtsausdruck und von einnehmendem Wesen. General Scott hatte ein weniger einnehmendes Ansehen, aber Taylor fesselte durch seine bescheidene Würde und flößte durch seine entschiedene Vestigkeit Achtung und Ehrfurcht ein. Es lag etwas so Väterliches in seinem ganzen Wesen, daß ich mich von jenem Tage an bis heute immer gern seiner erinnert habe.

„Ich bin vest überzeugt, daß viele meiner Landsleute das Volk der Vereinigten Staaten sehr hochachten; sie haben Ursache dazu. Die amerikanischen Offiziere waren nicht grausam, sondern freundlich und gütig gegen uns; sie schonten unsere Häuser und unser Eigenthum; sie waren gerecht gegen unsere Kauf-

leute. — Ja, unsere Stadt hat in vielen Beziehungen den Abzug der Amerikaner zu beklagen."

Dieß ist fast die wörtliche Uebersetzung von den Mittheilungen eines Wanderkrämers über seine erste Bekanntschaft mit den amerikanischen Soldaten.

XVII.

Ein Silberbergwerk im Norden.

Mondschein im Gebirge. Die Stadt Zacatecas. Eine heiße Quelle. Ein Kloster. Mönchssage. Regierungsmaßregeln. Verschiedene Arten von Bergwerken. Reinigung des Erzes. Sachwalter. Ungerechte Behandlung indianischer Arbeiter. Züchtigung. Ein Dieb und seine Strafe.

Der Schauplatz ist in der Nähe eines umfänglichen Silberbergwerks bei Zacatecas im nördlichen Mexiko und die Bergleute oder wenigstens mehre derselben sind noch immer in Thätigkeit, obgleich es schon ziemlich spät ist. Das in diesem Lande ungewöhnlich glänzende Mondlicht, das die Gipfel der benachbarten Berge beleuchtet, ist von eindringlicher Wirkung; der Mond hat einen scharfen glänzenden Umriß, und seine Flecken und Streifen, die Gebirgen und Seen gleichen, sind von einem das Auge blendenden Lichtglanze umgeben.

Es zeigen sich in mehren Theilen dieses Gebirgsdistriktes auf der Oberfläche der Domolit-Berge und in den unebenen Thälern Adern edlen Metalls und man vermuthet, daß unter den engen Straßen der

Stadt eine große Quantität Silber verborgen liege. Die Stadt scheint in geringer Entfernung gänzlich von metallhaltigen Bergen und nackten Felsen eingeschlossen zu sein, auf welchen Schachte und Gruben, Vorrichtungen zum Zermalmen des Erzes, Maulthierställe und Schmelzhütten angelegt sind. Wären nicht menschliche Wohnung und hinreichende Spuren von menschlichem Leben in meiner Nähe gewesen, so dürfte der Ort, an welchem ich mich befand, im Ganzen ein eigenthümlicher Aufenthalt für die Nacht gewesen sein. Mein Weg führte mich vor Sonnenuntergang an einigen Hütten vorüber, die armen indianischen Kohlenbrennern gehörten; neben mir, am Abhange eines hervorspringenden Felsens befand sich eine eigenthümliche Quelle von heißem Wasser und weit unten am Ende eines kleinen Dorfes auf der anderen Seite der Berge lag merkwürdiger Weise ein stattliches Mönchskloster. Man kann auf den ersten Blick nicht begreifen, wie es hierher gekommen ist; aber wo es etwas Ergiebiges, etwas Vielversprechendes und Vortheilhaftes gibt, sind die frommen Väter gewiß immer in der Nähe. Die Bewohner der mexikanischen Bergwerksbezirke erzählen wunderliche Geschichten von den Umständen, durch welche hier und da Gold und Silber entdeckt worden ist. So gibt es unter anderen eine fromme, wahrscheinlich von den Priestern ausgehende Sage von einem Reisenden, der auf einer Gebirgswanderung seinen Weg verlor und nahe daran den Qualen des Durstes zu erliegen, sich auf seine Kniee warf und in seiner Angst und Noth die heilige Jungfrau um Hilfe anrief. Sie erschien ihm und

lenkte seinen Blick auf eine Quelle, die plötzlich von selbst aus einem nahen Felsen hervorsprang. Der Reisende stillte seinen Durst und rüstete sich dankerfüllt und neugestärkt zum Aufbruch; aber indem er mit einem letzten dankbaren Blick von der wunderthätigen Stätte Abschied nahm, glaubte er an derselben Stelle, wo das Wasser den Boden berührte, einige hervorstehende Sparren von glänzendem weißen Metall zu bemerken. Begierig brach er ein Stück davon ab und entdeckte zu seiner großen Freude, daß es Silbererz war. Er bezeichnete die Stelle, damit er sie wiederfinden könne, und kehrte bald mit dem erforderlichen Beistande zurück, worauf er der Regierung von seinem Funde Anzeige machte, den nöthigen Apparat herbeischaffte und einen Schacht grub, der ihm reiche Ausbeute gab. Das verzierte Kreuz und die Bogenwölbung über der Quelle sind sein Werk und ich wundere mich, daß er nicht ein reich ausgestattetes Kloster gestiftet hat, um sowohl seine Dankbarkeit als auch den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu beweisen.

Arme Indianer, deren ganze irdische Habe kaum den Werth der kleinsten Münze der Republik erreicht, haben auf einer Wanderung über das Gebirge schon manchmal reiche Silberadern entdeckt und mit den „Administradores“ der Regierung so vortheilhafte Verträge geschlossen, daß sie viele Monate als reiche und angesehene Leute gelebt haben, bis sie in Folge ihrer Verschwendung und Trunksucht wieder in die frühere Armuth versanken. Aehnliche Geschichten erzählt man sich von armen Kohlenbrennern, die Holz für ihre Feuer auf-

suchend, ebenfalls reiche Schätze dieser Art entdeckt haben sollen. Dann und wann hat wohl auch die Regierung den Gewinn solcher Entdeckungen an sich gezogen, wenn die rechtmäßigen Eigenthümer nicht im Stande waren, den gesetzlichen Anordnungen nachzukommen, bloß weil sie nicht die Mittel besaßen, den ihnen auferlegten Forderungen zu genügen.

Dennoch muß man anerkennen, daß die mexikanische Regierung, so wenig Gutes und Tüchtiges sie im Ganzen auch leisten mag, den Entdeckern und Eigenthümern von Bergwerken im Allgemeinen mit zweckmäßigen Erleichterungen und angemessenem Schutze zur Seite steht. Wenn der Entdecker eines solchen Fundortes für seine Mühe und Auslage Ersatz zu finden hofft und die nöthigen Arbeiten beginnen will, so hat er zunächst dem nächsten Vertreter der Regierung von seiner Entdeckung, von der Lage des Ortes und von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Dann muß er an dem bezeichneten Orte einen gewissen erforderlichen Raum ausmessen und abstecken, den Behörden Proben einsenden, wenn es verlangt wird, und sofort eine gewisse Zahl von Arbeitern beschäftigen, die innerhalb eines vorgeschriebenen Zeitraumes ihre Arbeit beginnen müssen. Hierzu ist gewöhnlich ein bedeutendes Kapital erforderlich und es treten daher häufig große Actiengesellschaften zusammen.

Zuweilen nimmt der seitherige Eigenthümer des Bodens einen bedeutenden Antheil von dem Unternehmen in Anspruch, denn er weiß sich gewöhnlich den vortheilhaftesten oder wenigstens den sichersten Theil der Speculation zu sichern und verkauft das

umliegende Land zu Bauzwecken. Manchmal streckt auch die Regierung, wenn sie es im Stande ist, einen kleinen Theil des Anlagekapitals vor, um einen größeren Antheil an dem Gewinne des Unternehmens zu erlangen. Wenn jedoch die ersten Entdecker nicht im Stande sind, die gesetzlichen Bedingungen zu erfüllen, so hat jeder andere, der von der Entdeckung unterrichtet ist und diese Bedingungen erfüllen kann, das Recht, die Sache zu seinem eigenen Vortheil zu unternehmen, ohne daß er die Ansprüche seiner Vorgänger in irgend einer Weise zu beachten braucht. Sobald jemand den Forderungen der Regierung genügen kann, gewinnt er das Recht die Entdeckung zu benutzen und zu verfolgen; sein Rechtsanspruch an das Bergwerk ist gesichert; er kann es so lange benutzen und ausbeuten, als es ihm hinreichenden Ertrag bringt und die Ausbeute ist ohne weitere Besteuerungen und Abzüge sein unbestrittenes Eigenthum.

Es ist nicht meine Absicht, von dem mit dem Silberbergbau verbundenen Verfahren und von den Operationen, durch welche man das Erz gewinnt und zu glänzenden Klumpen schmilzt, eine ausführliche Beschreibung zu geben; aber es mag mir erlaubt sein, wenigstens auf dasjenige hinzudeuten, was mir bei diesem Verfahren hauptsächlich aufgefallen ist.

Es gibt verschiedene Arten von Silberbergwerken; in einigen nehmen die Metalladern eine eckige in anderen eine halbkreisförmige Richtung. Wenn die Bergleute und Maulthiere, die in dem Schachte arbeiten, einige Tonnen Erz gewonnen haben, wird dieses in ledernen Behältern heraufgezogen und von den hierzu

bestimmten Leuten nach den Aufnahmehäusern geschafft, aus welchen es, wenn es sehr rein ist, sogleich in die Schmelzöfen kommt. Enthält es dagegen, was gewöhnlich der Fall ist, eine größere Quantität Vermischung, so kommt es zunächst in das Stoßgemach, wo es unter eine mächtige Maschine zum Zerstoßen, unter die sogenannte „Molienda" gelegt und dann, nachdem es hinreichend zerstampft ist, der Mahlmühle übergeben wird.

Die Mahlmühlen bestehen aus Zisternen von fünfzehn bis dreißig Fuß im Durchmesser, welche in die Erde gegraben und mit den härtesten Massen ausgefüttert sind, die man erhalten kann. Im Innern dieser Zisternen hängen an Balken, die sich auf einem Zapfen drehen, ebenfalls sehr harte Mahlsteine. Das zermalmte Erz wird in diese Behälter geworfen, die Balken werden von Maulthieren gedreht und es entsteht bald das allerfeinste Pulver. Man thut während dieser Operation Wasser und etwas Salz hinzu und das gemahlene Erz gewinnt das Ansehn einer dicken teigartigen Masse. Hierauf ist es Zeit, das Silber von den steinigen Theilen zu scheiden, mit welchen es seit Jahrhunderten verbunden gewesen ist.

Um diesen wünschenswerthen Zweck zu erreichen wird das Gemisch in einer dünnen Schicht auf einem angemessenen Raume ausgebreitet und allmälig mit großen Quantitäten von Merkur, so wie mit Salz, einigen Schwefel- und Salzsäuren und anderen chemischen Substanzen zu einem Amalgam vermischt. In diesem Zustande bleibt es mehre Tage und wird dann von Pferden durchgearbeitet und gepreßt und aufs

neue mit Wasser und chemischen Präparaten versetzt. Nachdem hierauf die verschiedenen Bestandtheile hinreichend vermischt sind, wird die Masse in die Wasch- oder Reinigungsmaschine gebracht.

Die zuletzt erwähnte Erfindung ist ziemlich einfach. Das Amalgam wird in steinerne Gefäße oder Zuber geworfen, in welche fortwährend ein Wasserstrom fließt, und von Zeit zu Zeit mit Stangen umgerührt, damit das Wasser seine Wirkung gehörig thun kann. Silber und Quecksilber setzen sich zu Boden und das mit den unreinen Bestandtheilen beschwerte Wasser fließt ab. Hierauf wird das von Erde und Gestein geschiedene Metall in den Schmelzofen gebracht, über welchem sich ein glockenförmiger Deckel befindet. Hier wird das Quecksilber sublimirt und es bleibt das reine Silber mit einigen damit verbundenen Goldtheilchen zurück. Man läßt das Silber gewöhnlich in massive Stücke sogenannte „Barras" gießen, deren jedes manchmal fünfzig bis sechzig Pfund wiegt und tausend bis fünfzehnhundert Pesos oder Dollars werth ist. Man hält diese „Barras" für ein weit sichereres Eigenthum als Münze, da sie mit Zeichen versehen sogleich zu erkennen sind und nicht so leicht weggetragen werden können.

Trotz der Aufmunterung und Begünstigung, welche die mexikanische Regierung den Bergwerkunternehmungen angedeihen läßt, geben Besitz, Entdeckung und Bezahlung unaufhörlich Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen den rivalisirenden Gesellschaften und Unternehmern. Die Rechtsgelehrten werden sehr in Anspruch genommen und die meisten Gesellschaften haben ihren

besonderen Rechtsbeistand oder Sachwalter. Es ist nicht selten der Fall — und dieß ist in Mexiko ein ungewöhnlich glücklicher Ausgang eines Streites — daß die bloße Anwesenheit eines dieser Herren bei irgend einer Verhandlung genügt, alle Schwierigkeiten zu heben.

Ich muß mich hier gegen das abscheuliche System aussprechen, nach welchem man die armen Indianer, die zur Arbeit bereit sind, nicht bloß in den nördlichen Bergwerken, sondern auch beim Feldbau und in den Haciendas im ganzen Lande für ihre Dienstleistungen zu entschädigen pflegt. Es gibt mehre Gründe, welche die Indianer hindern, thätige und eifrige Arbeiter zu werden. Einige von ihnen scheinen es für eine Erniedrigung zu halten, auf irgend eine Weise für ihr Brod zu arbeiten; andere ziehen es vor, ihr Leben durch unsicheren Raub zu fristen und die übrigen sind so abscheulich träge, daß jede Anstrengung oder Bemühung, sie mag einen guten oder bösen Zweck haben, außer ihrer Macht zu liegen scheint. Man sollte daher alles aufbieten, sie zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit zu ermuntern und dadurch zu heben und zu bessern; aber statt dessen haben sie vielfache Ursache über ihre Arbeitgeber zu klagen, denn man glaubt die armen Leute nur um so mehr belasten und bevortheilen zu können, weil sie arm und hungrig sind.

Wenn ein Indianer irgendwo in Dienst tritt, wird allerdings ein gewisser Lohn vestgesetzt, aber sein Herr ist jederzeit bereit, ihn auf Rechnung mit einem Mundvorrath, mit einigen Kleidern, einem kleinen Stück Land oder wohl auch mit einer kleinen Summe

Geldes zu versehen, das der Indianer so schnell als möglich für Branntwein ausgibt. Auf diese Weise wird dem Arbeiter vom Anfange an eine Schuld aufgebürdet, deren er sich bei seiner Verschwendung und Unerfahrenheit nie entledigen kann; denn sein Wochenlohn genügt kaum zur Bestreitung der nöthigen Lebensbedürfnisse für sich und seine Familie, und wäre er reichlicher, so würde er nur eine Veranlassung zur Verschwendung sein. So ist der arme Indianer, wenn auch nicht dem Namen nach, aber doch in Wirklichkeit das Eigenthum seines Brodherrn; die ihm gewährten ersten Vorschüsse hangen immer wie ein drohendes Schwert über seinem Kopfe und der für seine Dienste ihm verabreichte Lohn ist immer nur eine Vorausbezahlung. Durch die Vergangenheit nicht befriedigt, umbekümmert um die Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft — steigt der Indianer auf der gesellschaftlichen Stufenleiter niemals höher, und es würde den über ihm befindlichen Mächten nicht einmal angenehm sein, wenn er dieß thäte. Es wird von wohlthätigen Gesellschaften, religiösen Missionaren und aufgeklärten Regierungen so viel gethan, die Lage vernachlässigter Klassen der Menschheit zu bessern — wenn nur auch für die Bildung und Hebung jener Tausende unwissender und verderbter Indianer etwas gethan werden könnte, welche die Masse der mexikanischen Bevölkerung bilden!

Es ist in vielen Ländern, in welchen nicht der lebendige Geist wahrer Religion lebt, nur zu häufig ein unfruchtbares widriges Prunken mit deren leeren Schatten und bedeutungslosen Buchstaben zu finden.

So ist es auch in Mexiko. Man empfängt, indem man durch die Straßen geht, häufig den Segen Gottes, Christi und der heiligen Jungfrau von einem Menschen, der sich keinen Augenblick besinnen würde, seine Hände in unser Herzblut zu tauchen, und kauft man in einem Krämerladen irgend einen unbedeutenden Gegenstand, so erfleht der Eigenthümer, der sich nicht bedenken würde, uns die Kleider abzunehmen, die wir tragen, ebenfalls „den Schutz aller Heiligen und Engel" für unser Haupt. So stehen die armen bei den Bergwerken beschäftigten Indianer, ehe sie ihren ärmlichen Lohn empfangen, in einer Reihe an der Wand des Gemaches, wo die Bezahlung vor sich geht, und jeder spricht indem er herantritt, um seinen Antheil in Empfang zu nehmen: „**Alabo a Dios! Alabo a Dios!**" — „Ich preise den Herrn" — während er in seinem Herzen an den Branntweinladen und an die Freuden des Spieltisches und des Tanzes denkt.

Die Aufseher der Bergwerke strafen mit eigner Hand, wenn sich die Indianer ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, und benutzen die Peitsche ohne Beschränkung. Wenn man an einem Schuppen oder einem jener Häuser vorüber geht, in welchen das gewonnene Erz untergebracht wird, hört man nicht selten das Geschrei bestrafter Uebelthäter und die Unglücklichen sind so abhängig und demüthig geworden, daß sie es nie wagen, Klage zu führen oder Widerstand zu leisten.

Einige Tage vor meiner Ankunft hatte sich ein trauriger etwas ungewöhnlicher Vorfall ereignet. Wäh-

rend das kostbare Metall dem Processe der Scheidung und Reinigung unterliegt, sind die Arbeiter nicht einen Augenblick unbeaufsichtigt, so daß unmöglich einzelne Silbertheilchen unrechtmäßiger Weise bei Seite geschafft werden können. Sobald jedoch das amalgamirte Gemisch in den Schmelzofen kommt, wird diese Beaufsichtigung überflüssig, denn man hält die giftigen Dünste des erhitzten Quecksilbers, die bei dem Versuche den glockenförmigen Deckel zu erheben, aus dem Schmelzgefäß emporsteigen würden, für hinreichenden Schutz gegen alle diebischen Absichten. Durch unrechtmäßige Aneignung entstandene Verluste gehören daher zu den Seltenheiten. Im gegenwärtigen Falle war jedoch die Versuchung zum Diebstahl für die Klugheit eines unglücklichen Indianers zu stark gewesen. Er war in einem Augenblicke, wo er nicht beobachtet zu sein glaubte, mit einer langen Stange in der Hand an die Kufe getreten und hatte den Deckel gelüftet, um sich von dem Metalle, das er wahrscheinlich für hinreichend abgekühlt hielt, einen kleinen Theil für seinen eigenen Bedarf anzueignen. Der Dunst des sublimirten Quecksilbers mußte ihn augenblicklich erstickt haben, denn seine Genossen fanden ihn gleich nachher unter dem Ofen. Er war völlig todt und seine erstarrte Hand hielt noch die Stange umfaßt, mit welcher er den beabsichtigten Diebstahl hatte ausführen wollen.

XVIII.

Ein Ayuntamiento oder Stadtrath.

Oberste Stadtbeamte. Der Vorsitzende. Ein wichtiger Rathsherr. Ein mexikanischer Dandy und ein Redner. Ein Millionär und ein Märtyrer.

Da ich einen Blick in die städtische Verwaltung von Mexiko zu thun wünschte, so wohnte ich eines Tages einer Sitzung des Stadtrathes oder Ayuntamientos bei. Diese Behörde leitet in diesem Lande — allerdings in sehr schlaffer Weise — die von der Regierung begründeten zur Stadt gehörigen Erziehungsanstalten für Kinder beiderlei Geschlechts, gibt die nöthigen Weisungen in Bezug auf Bücher und Materialien, prüft Rechnungen und vollzieht außerdem ähnliche städtische Geschäfte.

Die Versammlung des Stadtrathes, welcher ich beiwohnte, war jedoch ohne bestimmten Zweck zusammengekommen — es gab gerade nichts für die Herren zu thun. Trotzdem fehlte es nicht an vielen Worten, die keine Bedeutung hatten, und an Beweisgründen, womit man nichts ausrichtete. Jedes einzelne Mitglied der Versammlung hielt seine eigene Stimme

offenbar für diejenige, die bei dieser Gelegenheit gehört zu werden verdiente, und schien seine eigene Wichtigkeit auf Kosten jeder anderen Person und Sache geltend machen zu wollen. Von Zeit zu Zeit schien die Frage, ob man die Sitzung vorläufig aufheben sollte, um einige Erfrischungen einzunehmen, der alleinige Gegenstand der Verhandlung zu sein. Die Sitzung fand in einem alten fast ganz unmöblirten Gemache statt und es waren, so viel ich mich erinnere, kaum ungefähr zwölf Mitglieder anwesend.

Der Inhaber des Hauptsitzes, der als Präsident betrachtet zu werden schien, war ein dunkler, ziemlich aufgeblasener Mann mit lockigem Schnurrbarte und schwarzen Zähnen, in einem dicken ausgeputzten Serapé, gesticktem Hemde, Sammtbeinkleidern und leichten Schuhen. Seine Hauptstärke, wodurch er einen gewaltigen Einfluß auf seine Genossen auszuüben schien, lag in seiner unschlüssigen Bedächtigkeit. Er war nicht ernst und feierlich, nicht besonders auffahrend und hitzig und gleichwohl nicht schweigsam; er lauschte den Reden seiner Rathsgenossen mit einer Art Ehrerbietung — aber er war unschlüssig. Nichts konnte ihn überzeugen, nichts ihn bestimmen. Seine zögernden bedächtigen Worte fielen wie kaltes Wasser auf die Beweisgründe der anderen. Je lauter und flammender der Wortstrom wurde, desto zweifelsüchtiger schüttelte er den Kopf — und zögerte, und je mehr er zweifelte und zögerte, desto höher stieg, wie es mir schien, seine Wichtigkeit in den Augen der übrigen Rathsmitglieder.

Unmittelbar neben ihm saß eine andere wichtige

Person, die beständig ihren Kopf sinken ließ und auf den Boden blickte, dann ihn wieder emporhob, um ihn aufs neue sinken zu lassen. Sie schien von dem Gefühle ihrer eigenen Wichtigkeit, von der Wichtigkeit der Stadträthe im Allgemeinen und von der Wichtigkeit dieser Stadtrathssitzung insbesondere ganz durchdrungen zu sein. Dieser Mann besaß kein anderes Talent als das feierliche Wesen, das er anzunehmen verstand, und auf Grund dieses Kapitals galt seine Weisheit überall für baare Münze. Obgleich sein Aeußeres keineswegs einnehmend war — seine Züge waren grob und unregelmäßig, seine Haut unreinlich und finnig, seine Kleidung nachlässig — so ersetzte doch seine Feierlichkeit alles, und wenn er sprach, was häufig in überaus eindrücklicher Weise geschah, so wurden seine Worte von seinen Genossen wie Schätze von erhabener wichtiger Bedeutung aufgenommen.

Der nächste Rathsherr war ein vollständiges Muster von einem mexikanischen Dandy, der jedenfalls nur kraft seiner gestickten Jaceti und seines buntfarbigen Kostüms in die hohe Rathsversammlung gelangt war. Sein Hut, der neben ihm auf einem Tische lag, war von der feinsten Art mit nicht ganz so breitem Rande wie gewöhnlich, aber an den Seiten mehr umgeschlagen und fast ganz mit Fransen und Puffen oder Schleifen von blauem und rothem Bande bedeckt, zu welchen sich auf der rechten Seite eine mit Edelsteinen besetzte Schnalle gesellte. Seine Jacke, die länger war, als die gewöhnliche Mode es mit sich brachte, war von prächtiger braunrother Farbe, reichlich mit silbernen Knöpfen besetzt und mit mehren Oeffnungen versehen,

damit das saubere verzierte Hemd so viel als möglich hervorschauen konnte; seine Unterkleider waren von der kostbarsten Art und von der feinsten Arbeit. Seine Beinkleider von hellblauer Farbe waren an den Seiten aufgeschlitzt und ebenfalls mit glänzenden weißen Knöpfen besetzt; die Fersen seiner Reitstiefel waren mit ungeheuer großen Sporen geschmückt und in seinen Ohren und an seinen Fingern glänzten Ringe. Sein Gesicht war leer und nichtssagend. Dieser Herr hatte nicht viel zu sagen — wie es bei Leuten dieser Art gewöhnlich der Fall ist — aber das Wenige, was er sprach, war ein widerliches Gemisch von Anmaßung und geistiger Schwäche. Aber ein kleiner, lebendiger dunkelfarbiger Mann neben ihm — der fortwährend, wie die Gestalt eines an einem Drahte hangenden Affen, an allen Gliedern zappelte, besaß eine Beredtsamkeit, die für beide vollkommen ausreichte. Er wollte stets seine Meinung geltend machen; sie war gewöhnlich von etwas hitziger und würziger Natur und er sprach sie mit einer Hast aus als hätte er sich an seinen Worten die Zunge verbrannt; er wollte unter allen Umständen gehört werden und benutzte zur Unterstützung seiner Worte jedes Glied und jeden Muskel seines Körpers — er schien selbst mit seinen Ellbogen zu reden. Seine ganze Gestalt und Aeußerlichkeit hatte ein reizbares eckiges Ansehen; sein Gesicht war welk, gelblich und abgemagert, seine Züge erinnerten an das Angesicht eines Habichts und seine Augen waren ganz so unruhig und beweglich wie seine Glieder.

Nicht weit von dieser Persönlichkeit lehnte nachlässig und träge ein Mann an der Wand, der hin-

sichtlich seiner äußeren Erscheinung in der ganzen Versammlung vielleicht am wenigsten einnehmend war. Sein Mund und sein Kinn waren ungewöhnlich groß, sein Gesicht war plump und scharf markirt und seine Augen lagen tief in ihren Höhlen; seine Lippen waren dick und weit gespalten, seine Zunge stand zwischen seinen Zähnen hervor, seine Augenbrauen waren lang und buschig und sein langes grauliches Haar hing in verfitzten Massen weit über sein Gesicht. Er war mit einem Worte ein ganz leidliches Bild von einem menschlichen Bären, denn sein Benehmen war plump und schwerfällig, seine Rede gemein und gurgelnd, während er sich mürrisch und unversöhnlich von den übrigen abgesondert hielt.

In seinen zwei ihm gegenüber befindlichen Nachbarn schienen die thierischen Neigungen ebenfalls bedeutend vorherrschend zu sein. Die Augen des ersten starrten ins Leere, seine Züge trugen den Ausdruck stumpfer Niedergeschlagenheit, sein Mund war feucht und halb geöffnet und sein Körper und sein ganzes Aeußere schlaff und vernachlässigt. Sein Morgentrunk war für ihn etwas zu stark gewesen und der gute Mann war tüchtig benebelt. Den leeren Blick seines Genossen hätte man einem allzu übermäßigen Genusse von Speisen und Tabak zuschreiben können. Dieser Rathsherr sprach und schlief abwechselnd auf seinem Stuhle. Er hatte die glühendste Gesichtsfarbe und unterhalb seiner Leibbinde vielleicht den stärksten Umfang von allen Anwesenden, war ziemlich anständig gekleidet und offenbar das friedlichste und ruhigste Mitglied der ganzen Brüderschaft.

Dicht neben dem Letzteren saß ein Mann in einer alten beschmutzten Decke, mit zerknittertem und bestäubtem Hute, verblichenen ledernen Beinkleidern, dicken unsauberen Stiefeln und sehr zweideutigem Linnenzeuche, das fast eben so dunkelfarbig war wie die Gesichtshaut seines Eigenthümers. Aber er war ein wirklicher Stadtrath und seine Meinung hatte so viel Gewicht wie jede andere; er war ein reicher Mann und als solcher bekannt, obgleich er es nicht für seine Pflicht gegen seine Nachbarn zu halten schien, sich äußerlich reinlich und sauber zu halten.

Das Ende der Tafel wurde durch einen langen, hageren und finsteren Mann geschmückt, der offenbar in einer Atmosphäre des Unrechts lebte und athmete; sein Leben war ein Märtyrerthum der Ungerechtigkeit anderer Leute gewesen. Aber er ertrug die Unterdrückung von Seiten der Menschheit nicht ohne seine Stimme zu seiner Vertheidigung zu erheben; er eiferte gegen die menschliche Natur im Allgemeinen und gegen die Handlungsweise der Regierung ins Besondere mit der größten Heftigkeit. Dieser Mann hatte jedenfalls im Laufe einiger Jahre ein Dutzend Pronunciamientos und Rebellionen erzeugen helfen; aber sein Geist war noch immer ungesättigt; sein Losungswort war noch immer — Veränderung, politische und allgemeine Veränderung. Er fühlte seine Bedeutung, er pries seine eigenen Verdienste und erkannte in sich selber offenbar eine für seine Zeit geschaffene Größe.

Ich war im Begriff, die übrigen Beamten etwas näher ins Auge zu fassen — die beiläufig die weniger wichtigen Persönlichkeiten in der Versammlung zu

sein schienen, als es an einer Uhr im Gemach zwei schlug. Dieß war nun eben an sich nichts Ungewöhnliches und Wichtiges — aber der Ton wurde kaum vernommen, als sämmtliche Mitglieder des Ayuntamientos — mürrische, finstere, feierliche, schäbige, geckenhafte und beleidigte — ihre Beweisgründe plötzlich fallen ließen und sich sehr eilig in ein inneres Gemach zurückzogen, so daß sie meinen Blicken schnell entschwunden waren. Die Uhr hatte die Essenszeit verkündigt.

XIX.

Auftritte vor den Administradores.

Mexikanische Justiz. Eine Erzählung vor Gericht. Ein Gebirgspfad. Indianische Abenteurer. Eine Reise nach der Hauptstadt und deren Ausgang. Erzählung eines armen Wanderers. Ein Erdbeben. Verzweifelte Lage. Opfer des Vitriols. Ein entstelltes Kind. Gassenkehrer aus dem Accordada. Begießung mit Vitriol. Erzählung eines Beamten. Eines Verbrechers Rache.

Ein Gerichtshof ist selbst für einen verhältnißmäßig nur wenig betheiligten Zuschauer in jedem Lande ein imposanter Anblick. Es liegt eine so große ihrer selbst sich bewußte Würde und Wichtigkeit in den Gesichtern dieser mächtigen, ernsten und ehrwürdigen Herren, wenn sie einen Gefangenen bei seinem Eintritte ins Auge fassen; ihre Miene ist so bedeutungsschwer, wenn sie ihre Köpfe zusammenstecken und mit leisem Tone zu berathen beginnen, ihre Aeußerung so furchtbar, wenn „wir" nach reiflicher Ueberlegung zu einem Endurtheil gekommen sind! Die mexikanischen Justizbehörden machen von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme; ja sie scheinen im Verhältniß zu dem Elend und der Unwissenheit, womit sie beständig zu

thun haben, stolzer und herrischer zu sein als gewöhnlich.

Ich schalte hier einige Begebenheiten ein, die zu meiner Kenntniß kamen, als ich einer Sitzung der „Administradores“ (Richter) in dem Accordada der Stadt Mexiko beiwohnte.

Ueber den Mittelpunkt der westlich von der Stadt gelegenen Gebirgskette führt ein Weg, der auf der einen Seite durch rauhe Klippen und auf der andern durch einen steilen aus zackigen Felsen bestehenden Abgrund begränzt ist. Dieser Weg ist sehr einsam und gefährlich, besonders an einer Stelle, wo er für eine Strecke von ungefähr hundert Schritten über ein nur vier Fuß breites Felsenriff führt, wo selbst sicherfußende Maulthiere, wenn sie zu schwer beladen sind, oft genug ausgeglitten und in den Abgrund hinabgestürzt sind. Der Eindruck, welchen der wilde und öde Charakter der Gegend auf den Reisenden macht, wird durch nichts weiter gestört als durch eine Anzahl plumper Kreuze, die hier und da am Wege aufgerichtet sind — zum Andenken an arglose Wanderer, welche auf ihrer Gebirgsreise von räuberischen Ladrones angefallen und gemordet wurden.

Am Mittag eines trüben Tages wanderten auf diesem Wege zwei elend gekleidete Indianer — ein untersetzter kräftiger Mann und ein Jüngling von siebzehn Jahren. Beide waren aus demselben fernen Dorfe gebürtig, wo sie von Kindheit an ihren spärlichen Lebensunterhalt abwechselnd durch Betteln oder durch Feldarbeit erworben hatten. Während der letzten drei Monate hatten sie jedoch ungewöhnlich fleißig

gearbeitet und einen Theil des verdienten Lohnes zu einer Reise nach der Hauptstadt bestimmt, um sich dort dem sorglosen Berufe der Leperos anzuschließen, in der Hoffnung dabei in Zukunft ohne Arbeit und Anstrengung behaglich leben zu können.

Als sie den Mittelpunkt des Gebirges erreicht hatten, wo der Reisende die Stadt zu erblicken hofft, nach welcher ihn sein Weg führt, war der Himmel trübe und umwölkt und es fielen einige Regentropfen herab; bald aber trat die Sonne hervor und beleuchtete mit ihren glänzenden Strahlen den Pfad der Reisenden, während sich über den Abgrund zu ihrer Rechten ein prächtiger Regenbogen spannte. In dem Gesichte des jüngeren zeigte sich ein leiser Wiederschein von dem Sonnenlichte, das ihn umgab, aber das Gesicht des andern war finster wie die in der Ferne drohende Wolkenmasse, und während die beiden Wanderer neben einander hergingen, beobachtete der jüngere mit halb furchtsamen halb neugierigen Blicken die mürrische Miene seines Gefährten.

„Du bist plötzlich sehr ernst und schweigsam geworden, Sanchez," rief er endlich. „Ich für meinen Theil freue mich, daß wir der Hauptstadt näher kommen. Sie kann jetzt nicht mehr weit entfernt sein und ich sehe im Geiste schon ihre schönen Thürme und prächtigen Kirchen — ja selbst die Plätze und Ecken, wo wir unseren Platz einnehmen werden, um Almosen zu erbitten. O welch' ein herrliches Leben! Welche Aussicht!"

„Ei ja — und die Spieltische und Branntweinladen und das Aguardiente und die Gefährten, die

wir haben werden!“ sprach der andere hastig. „Das wird ein ganz anderes Leben sein, als wir in dem alten Dorfe geführt haben. Aber ich wollte wir wären endlich dort, denn ich kann meine Ungeduld kaum mehr bezähmen.“

„Denke an die mildthätigen alten Mönche, an die Damen und reichen Bürger!“ hob der jüngere mit Begeisterung wieder an.

„Ja und an die Früchte, die zum Wegnehmen dastehen, und an das Gold, das auf dem Pflaster zu finden ist,“ fügte der andere mit schlecht verhehltem Hohne hinzu.

„Wir müssen einander sehr häufig sehen, Sanchez; es wird gar zu hübsch sein, mit jemand reden zu können, den man kennt — nicht wahr? O welche angenehme Aussichten!“

„Ei ja sehr angenehm — für mich,“ entgegnete der andere. „Aber was Dich anlangt —“

„Wie, Sanchez, habe ich weniger Hoffnung als Du? Ich kann mich auf verschiedene Weise nützlich machen.“

„Für mich sind die Aussichten gut, wollte ich sagen,“ wiederholte Sanchez, „und sie könnten es auch für Dich sein, Nazas, wenn nicht etwas wäre —“

„Und was ist das? O sage es mir — sage es mir schnell, damit ich es beseitigen kann.“

„Du würdest Dich wohl genug befinden, denke ich,“ hob Sanchez mit wildem Tone wieder an — „aber es gibt einen Grund dagegen — und der ist, weil Du nie dorthin kommen wirst.“

„Nie dorthin kommen!“ rief der arme Jüngling

mit Entsetzen seinen Gefährten anblickend, dessen Gesicht noch finsterer wurde.

„Du wirst nie dorthin kommen, sage ich Dir!" rief der Elende indem er bemerkte, daß sie jetzt den Mittelpunkt des bereits erwähnten schmalen Bergrückens erreicht hatten. „Nieder auf deine Knie!" fuhr er fort, seinen Gefährten an der Gurgel fassend. „Nieder auf deine Knie. Gib mir jeden Grano, der sich in deiner Tasche befindet, und schwöre mir bei allen Heiligen, daß Du sogleich nach dem Dorfe zurückkehren und niemand sagen willst, was zwischen uns vorgefallen ist — oder ich werfe Dich wie einen todten Hund über diesen Felsen. Schwöre — schwöre."

„Ich schwöre!" rief Nazas, erschrocken auf seine Kniee fallend. „Ich schwöre bei allen Heiligen, bei der heiligen Jungfrau, beim heiligen Petrus und Lazarus — aber schone mein Leben! Ich schwöre!"

„Schwöre, daß Du nie irgend einem Menschen entdecken werdest, was Dir widerfahren ist, oder Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich Mittel finden werde, Dich selbst bis in das Dorf zu verfolgen."

„Ich schwöre beim heiligen Paulus und Mathias, bei der heiligen Clara und Barbara —"

„So, nun gib mir dein Geld — jeden Grano muß ich haben — oder ich werfe Dich in diesen Abgrund. Ist dieß alles? Hast Du nicht mehr? Ich muß selber nachsuchen. So! Nun danke dem Himmel, daß Du so leichten Kaufs davon gekommen bist — und nimm Dich in Acht."

Seine getäuschten Hoffnungen beklagend und aufrichtig bedauernd, mit einem solchen Gefährten seine

Heimat verlassen zu haben, trat der arme ausgeplünderte Jüngling entmuthigten Herzens den Rückweg an.

Er hatte nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als er sich unwillkürlich umdrehte, um noch einen letzten Blick nach der Richtung zu senden, wo die heißersehnte Hauptstadt lag — und indem er dieß that, überfiel ihn plötzlich ein Schauder wie im Vorgefühle einer drohenden Gefahr. Er blickte zum Himmel empor — er war jetzt heiter und unbewölkt — und dann richtete sich sein Blick auf den Boden zu seinen Füßen. Er befand sich allerdings auf dem schmalen Felsenpasse, aber er schmiegte sich dicht an die Felsen und hatte daher, wie er glaubte, nichts zu fürchten. Aber in diesem Augenblicke drehte sich auch der Bösewicht Sanchez, sein seitheriger Gefährte um und als dieser sah, daß sein Opfer zögerte und zurückblickte, erhob er mit drohender Bewegung seine Hand und kam schreiend einige Schritte zurück.

Diese Bewegung und die Besorgniß, die sie einflößte, waren für die Geistesgegenwart des jungen Indianers zu überwältigend; er verließ den sicheren Halt am Felsen, suchte dem vermeintlichen Verfolger zu entfliehen, glitt aus, stürzte in den Abgrund und war ein lebloser verstümmelter und zerschmetterter Körper, ehe er den Grund der Tiefe erreichte. Sein Gefährte kehrte nach der Stelle zurück, wo der Jüngling hinabgestürzt war, betrachtete einen Augenblick den in der Tiefe liegenden entseelten Körper, ohne eine Spur von Bewegung oder Reue zu verrathen, ging dann davon und erreichte bald nachher die Thore der Hauptstadt.

Aber Sanchez war — so wenig er es auch ver-

muthet hatte und so selten Entdeckungen dieser Art in diesem Lande vorkommen mögen — von dem Augenblicke an, wo er nach dem Felsen zurückgekehrt war, von einem Arriero beobachtet worden und wurde daher gleich nach seiner Ankunft in der Stadt ergriffen. Die hier mitgetheilten Einzelheiten gestand er in dem Verhöre vor den Administradores.

Der nächste Rechtsfall, der die Aufmerksamkeit der Richter beschäftigte war ein Gegenstand sehr kläglicher Art. Der Gefangene war ein elender hinfälliger Mensch, der mit seinen buntscheckigen Lumpen kaum seine Blöße bedecken konnte und dessen eingefallenes Gesicht durch Hitze und Wetter fast geschwärzt war. Die gegen ihn erhobene Anklage war eine zweifache, er hatte sich als Fremder ohne Erlaubniß oder carta del seguridad ins Land eingeschlichen und nachdem er mehre Monate ziemlich schlecht von milden Gaben gelebt, endlich seinen Hunger unrechtmäßiger Weise auf Kosten anderer gestillt. Seine äußere Erscheinung und noch mehr die ängstliche zitternde Stimme, womit er die Einzelheiten seiner Vertheidigung vorbrachte, rührten mich.

„Ich bin aus Quito gebürtig," sprach er (ich gebe seine Erzählung in etwas zusammenhängenderer Form als er sie selber vortrug) — „und wollte der Himmel ich wäre in diesem Augenblicke in meiner Heimat, denn ich liebe sie, so stürmisch und gefährlich sie auch ist. Dort verlebte ich meine Zeit in Freude; ich war glücklich und unabhängig; ich besaß meine einstöckige Hütte (dort sind alle Häuser niedrig und alle Gemächer befinden sich im Erdgeschosse) und sie war mit Bewohnern und Vorräthen versehen. Ich war gesund und besaß Freunde,

Familie, Felder, Obstgärten und Rinder. Aber ich darf nicht daran denken, mir möchte das Herz brechen."

„Meine Heimat liegt — wie Sie vielleicht wissen, Señores — fast zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel und ist den furchtbarsten Erdbeben und Stürmen ausgesetzt. Das Dorf, in welchem ich wohnte, hatte schon mehrmals von diesen Naturereignissen zu leiden gehabt; schon oft war unsere Wohnung ihres Daches beraubt und zum Theil zerstört worden; schon manchmal waren unsere Obstbäume entwurzelt worden und selbst ganze Baumgruppen, ungeheuere Felsen und ganze Häuser spurlos verschwunden. Es war jedoch seit dem letzten Ereignisse dieser Art lange Zeit vergangen und wir lebten ruhig und zufrieden, unbekümmert um das Unglück, das da kommen konnte."

„In einer Nacht aber brach der zerstörende Sturm plötzlich wieder los, ohne daß außer einer ungewöhnlichen Röthe am Himmel irgend eine Warnung vorausgegangen war. Der lauteste Donner, der je gehört wurde, der furchtbarste Blitz, der je das Auge geblendet hat — nichts würde genügen, um sich einen Begriff von den Ereignissen dieser Nacht zu machen. Die Erde bebte und stöhnte und öffenete sich weit unter unseren Füßen und um uns her. Wälder von riesenhaften Bäumen wurden entwurzelt und hoch in die Luft emporgeschleudert, wo sie mit furchtbarer Gewalt gegen einander stießen und dann wieder herabstürzten. Felsen wurden gespalten und von gähnenden Abgründen verschlungen oder in kleine Stücke zermalmt und wie Hagel vom Sturme umhergetrieben. Prangende Kornfelder wurden zerrissen und durch den Blitz in

Flammen gesetzt, während der Donner der Wolken in der bebenden Erde unter uns ein Echo zu finden schien. Thiere wurden emporgehoben und in Abgründe hinabgeschleudert oder von dem Sturme hinweggetrieben, bis sie weit entfernt im Meere ihren Tod fanden. Hütten und Gebäude wurden überall zerrissen und zerstreut oder unter zusammenstürzenden Felsen begraben und mit ihren Bewohnern in der allgemeinen Erschütterung zu Staub zermalmt. Menschen wurden in die Luft geschleudert und von Ort zu Ort gejagt, bis sie in einer bodenlosen Tiefe unter der Erde ein Grab fanden. Aus den Ecken und Kanten der zusammenstürzenden Felsen brachen blaue und gelbe Flammen hervor und aus schwefeligen Schluchten entsprangen heiße Quellen. Das Geschrei und Geheul von sterbenden Thieren, das an sich gräßlich genug war, wurde von dem allgemeinen Aufruhr übertäubt. Der Regen goß in Strömen herab und Himmel und Erde schienen durch Rauchsäulen verbunden zu sein. Nur auf Augenblicke herrschte tiefe Dunkelheit, da ein leuchtender Blitzstrahl nach dem anderen den Horizont und das ganze Schauspiel hell beleuchtete. O welch' eine furchtbare Nacht war das! Heilige Jungfrau, welch' eine grauenvolle Zeit!"

„Mein eigenes Haus war eines von den ersten, die zerstört wurden; es wurde augenblicklich zerschmettert und seine Bewohner wurden entweder unter den Trümmern begraben oder gegen die Felsen geschleudert. Mich selber riß der Sturm in einen gähnenden Schlund, wo ich besinnungslos liegen blieb; ich fühlte den Felsen furchtbar erzittern, als ich wieder erwachte, aber

der Abgrund schloß sich zum Glücke nicht. Außer mir war niemand von meiner Familie der allgemeinen Vernichtung entgangen. Am Morgen des nächsten Tages als die Erde zu zittern aufgehört und der Sturm seine Macht erschöpft hatte, verließ ich meinen Zufluchtsort und wanderte mit gebrochenem Herzen zwischen den Trümmern und Leichen umher. Welche Gefühle überwältigten mich, als ich nirgend eine Spur von denjenigen entdeckte, die mir theuer gewesen waren — als ich sah, daß ich das einzige menschliche Wesen war, das der furchtbare Aufruhr der Natur verschont hatte."

„Seit der Zeit bin ich ein einsamer trauriger Wanderer. Ich beschloß zur Erleichterung meines Elends nach andern Ländern zu reisen und habe dieses Gelübde gehalten; ich bin unter Beschwerden und Entbehrungen mühsam immer weiter nordwärts bis zu dieser Stadt gewandert und hier, denke ich, werden meine Wanderungen wohl bald ihr Ende finden."

Was der arme Wanderer weiter zu seiner Vertheidigung mittheilte — seine Erzählung von der Art, wie er die Thorbeamten der Stadt getäuscht hatte, und von dem Diebstahle, zu welchem ihn der bittere Mangel veranlaßt, habe ich nicht aufgezeichnet. Es sei nur noch erwähnt, daß bei seiner Erzählung die Thränen stromweise über seine Wangen rannen, so daß selbst die Richter sichtbar gerührt waren. Das Verhör schloß mit der Abführung des Gefangenen in das Accordata und er hatte, nach dem elenden unsicheren Leben, das er in der letzten Zeit geführt, wohl kaum Ursache, diese Wendung der Dinge zu beklagen.

Ich hätte noch länger verweilen können, um der Untersuchung eines andern Criminalfalles beizuwohnen, da ich aber mit der Art des Verbrechens bereits bekannt war, so entfernte ich mich, ehe das Verhör begann. Die Angeklagten waren zwei Indianer, ein Mann und eine Frau, welche die Kleider und Körper zwei vornehmer Frauen, welche ihnen ein Almosen verweigert, mit Vitriol bespritzt hatten. Die Gefangenen gehörten zu den unempfindlichsten rohesten Menschen, die ich je gesehen hatte; das Gesicht des Mannes war hoffnungslos kalt und viehisch und die kaltblütige Gleichgültigkeit des Weibes ging so weit, daß sie sich weigerte auf die ihr vorgelegten Fragen zu antworten und während des Verhöres sehr gemächlich ihre Cigarre rauchte.

Dieser abscheuliche Gebrauch des Begießens mit Vitriol ist in Mexiko so verbreitet; daß man auf den Straßen häufig seine furchtbaren Folgen sieht.

Als ich einige Tage vorher durch eine enge Gasse der Stadt wanderte, begegnete mir ein Anblick, der mich schon in der Ferne erschreckte. Neben einer Bude, in welcher Orangen und andere Erfrischungen zum Verkauf ausgelegt waren, stand eine Gestalt, die eine entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen hatte; sie gehörte scheinbar dem weiblichen Geschlechte an und ihr Kopf und ihr Gesicht waren mit einem dichtanliegenden braunen Reboso verhüllt. Indem ich näher trat, fiel mein Blick auf jenen Theil, der ein menschliches Gesicht vorstellen sollte, aber ein solches nicht mehr war; an der Stelle menschlicher Züge war eine entsetzliche Leere sichtbar; es war fast

keine Spur eines Angesichtes mehr vorhanden; die Augen waren nur leise angedeutet und eine dunkle Vertiefung vertrat die Stelle des Mundes; aber Stirne und Wangen, Nase und Kinn, Lippen und Ohren waren eine einzige häßliche formlose Masse; selbst Haar und Augenbrauen schienen verschwunden zu sein und die noch vorhandene Haut war mit rothen und schwarzen Schwielen bedeckt. Dennoch verrichtete die Unglückliche ihr Geschäft an dem Verkaufstische und glich in anderen Beziehungen den übrigen Verkäufern in ihrer Nähe. Ich konnte sie nicht lange ansehen, sondern eilte vorüber, aber der furchtbare Anblick verfolgte mich, so sehr ich auch dagegen kämpfte, den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch.

Zwei Tage später, ehe der eben erwähnte Eindruck Zeit gehabt hatte zu verschwinden, wurde meine Aufmerksamkeit durch eine reichgekleidete Dame gefesselt, die einen kleinen Knaben an der Hand führend in einem vornehmen Stadttheile spazieren ging und von einem stattlichen Diener begleitet war. Das Kind trug eine hellblaue Mantille, die dicht um sein Gesicht gezogen war, während schöne lichtbraune Locken auf seine Schultern herabhingen und seine zarte anmuthige Gestalt etwas sehr Anziehendes hatte. Da mein Weg nach derselben Richtung führte, so veranlaßte mich meine Neugier, diese Personen etwas genauer zu beobachten. Sie blieben von Zeit zu Zeit vor den Kaufläden stehen aber ich fand keine Gelegenheit das verhüllte Gesicht des Knaben zu betrachten, bis endlich die Dame in den Laden eines Juweliers trat und das Kind unter der Obhut des Dieners draußen stehen

ließ. Als ich näher kam, warf der Knabe auf einen Augenblick etwas ungeduldig die Mantille von seinem Kopfe, um die schimmernden und funkelnden Schmucksachen zu betrachten, und ich wendete mich zu ihm, um sein Gesicht zu sehen. Aber er hatte kein Gesicht! Es war in kleinerem Maßstabe eine Wiederholung der entsetzlichen formlosen Masse, welche mich erst kürzlich erschreckt hatte. Die Haut hatte dasselbe verbrannte schwielige Ansehn, die Züge waren auf dieselbe Weise verwischt und der Kopf zeigte im Ganzen dieselbe schauerliche Masse wie bei der Fruchtverkäuferin. Ueber den Anblick erschrocken, wendete ich mich schnell zur Seite, mehr als vorher außer Stande, mir diese entsetzliche Erscheinung auf irgend eine wahrscheinliche Weise zu erklären.

Indem ich mich um die Ecke derselben Straße wendete begegnete mir eine Schaar Gefangener aus dem Accordata, die paarweise zusammengefesselt als Gassenkehrer beschäftigt waren. Ich blieb stehen und das mürrische Wesen beobachtend, womit diese Leute ihre Arbeit verrichteten, stellte ich forschende Betrachtungen über die verschiedenen Grade von Verworfenheit an, welche in den Gesichtern vor mir sich ausprägten. Ich hatte den vorzugsweise raub- und habgierigen Gesichtsausdruck eines kleinen Mannes mit unruhigen Augen und die in den rohen und abstoßenden Zügen eines anderen sich ausprägende Roheit beobachtet, als im Hintergrunde eine Gestalt ihren Kopf erhob und ihr Gesicht der Richtung zukehrte in welcher ich stand. Ihr Gesicht, sage ich? Nein — auch dieser Mensch hatte weder Züge noch Ausdruck. Sein Angesicht zeigte

denselben entsetzlichen Anblick, der mich bereits erschreckt hatte. Ich konnte kaum einen Ausruf des Entsetzens unterdrücken, wechselte einige flüchtige Worte mit dem Beamten, der die Gefangenen beaufsichtigte und ging eilig davon, mich bemühend, diese grauenhaften Eindrücke zu vergessen.

Als ich denselben Beamten des Accordata später wieder traf, fragte ich nach der Ursache dieser entsetzlichen Erscheinungen. Mit entrüsteter Miene und heftig mit dem Fuße auf den Boden stampfend, versicherte er mich, daß die Leute, welche ich gesehen hätte, die Opfer abscheulicher Verbrecher wären, die ihre Rache und Bosheit durch sogenanntes Vitriolwerfen ausübten. Er sagte mir, daß dieses Verbrechen in der Republik sehr verbreitet sei und daß die Bösewichte vorzugsweise darauf bedacht wären, die Gesichter ihrer Opfer zu vernichten. Solche Teufel in Menschengestalt hatten selbst die Gesichter schlafender Kinder mit Vitriol begossen, sagte er, und schon manchem kräftigen Manne und mancher schönen Frau war durch wiederholte Begießung mit Vitriol das Angesicht völlig verbrannt worden, indem Nichtswürdige auf diese Weise ihre Bosheit an denjenigen ausgelassen hatten, die sie für ihre Feinde hielten.

Er erzählte mir von einem der abscheulichsten Fälle dieser Art, von dessen Folgen er selber Zeuge gewesen war. Die Sache ist so gräßlich, daß man sie lieber vergessen möchte, aber ich darf mich nicht scheuen etwas zu erzählen, das für die niedrigsten Klassen der mexikanischen Bevölkerung unglücklicher Weise so charakteristisch ist.

Ein angesehener Mann Namens Commaña hatte einen Mestizen als Diener in sein Haus genommen und ihn mit größerer Güte und Nachsicht behandelt, als den Dienstleuten in diesem Lande gewöhnlich zu Theil zu werden pflegt. Allmälig aber machte er die Entdeckung, daß der Diener von Zeit zu Zeit in und außer dem Hause sich Diebereien zu Schulden kommen ließ und es ergab sich endlich, daß er sich bereits mehre werthvolle Gegenstände angeeignet hatte. Der Diener wurde verhaftet, überführt und längere Zeit in dem Accordata gefangen gehalten.

Während seiner langen Haft sann der Mestize auf Rache gegen seinen Ankläger und da er ein äußerst boshafter und verwegener Mensch war, so beschloß er zur Ausführung seines Vorsatzes zu den entsetzlichsten Mitteln zu greifen, die ihm zu Gebote standen.

Er schloß sich nach seiner Freilassung einer Anzahl nur erst kürzlich aus dem Gefängnisse entlassener Bösewichte an, die sich in einer schmutzigen Straße in einem der schlechtesten Stadtviertel aufhielten, und verabredete mit ihnen, das Haus seines ehemaligen Herrn auszuplündern und seine Bewohner aus Rache durch Vitriol zu entstellen. Sie trafen hierzu die nöthigen Vorbereitungen und bestimmten zur Ausführung ihres Planes einen Tag, an welchem, wie sie wußten, Señor Commaña selber nicht anwesend war.

Nachdem die Familie wegen der Abwesenheit des Hausvaters sich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben hatte, wußten sich die Räuber gegen Mitternacht in dem Hause Eingang zu verschaffen. Eine Dienerin,

die in einer kleinen Kammer neben dem Gemache ihrer Gebieterin schlief, war zufällig aufgewacht und stürzte hinaus, als sie den Lärm hörte, wurde aber sogleich von den Räubern ergriffen und zum Schweigen gebracht, ehe sie nach Hilfe rufen konnte. Hierauf gingen die Diebe in das Gemach, in welchem die Hausfrau mit ihren Kindern schlief, knebelten die Mutter, als sie erwachte und begossen ihr Gesicht und ihren Hals reichlich mit Vitriol. Die Schmerzen, die sie auszustehen hatte, waren so furchtbar, daß selbst der Knebel nicht ausreichte ihr Geschrei zu ersticken. All' ihre Kinder wurden gebunden und auf dieselbe Weise behandelt und dann beraubte man das Haus all' seiner Kostbarkeiten. Die Dienstleute hatte man mittlerweile ebenfalls eingeschüchtert und so kamen die Räuber mit ihrer Beute ungestört davon. Die unglückliche Mutter wurde in Folge des Schrecks und der Schmerzen, die sie zu erdulden hatte, wahnsinnig; alle ihre Kinder waren auf Lebenszeit entstellt und das jüngste, der Liebling des tiefgebeugten Vaters, war durch die ätzende Flüssigkeit, die ihren Weg in die Augen gefunden hatte, seiner Sehkraft beraubt worden.

„Es ist eine Genugthuung für mich," fügte der Beamte hinzu, „daß diese Bande abscheulicher Verbrecher zum großen Theil durch meine Mitwirkung ergriffen worden ist und die ihrem Verbrechen angemessene Strafe gefunden hat. Ich wünschte es könnte etwas geschehen, solchen Gräuelthaten ein Ende zu machen, gegenwärtig aber ist die Anzahl von Verbrechern, welche sich auf irgend eine Weise des Vitriols bedient haben, noch sehr groß.

XX.

General Santa Anna.

Seine Macht und Popularität als Präsident der Republik. Seine Fähigkeiten als General. Empörung gegen seine Herrschaft. Ein Beispiel seiner Falschheit. Sein Fall und seine Verbannung. Abenteuer eines indianischen Bettlers. Indianischer Aberglaube. Ein Besuch des Präsidenten in der Akademie der schönen Künste.

Es ist wohl der Mühe werth, einen Blick auf die Eigenschaften zu werfen, durch welche Santa Anna zur Würde eines Präsidenten der mexikanischen Republik gelangte, seine Macht nicht nur behauptete, sondern auch bevestigte (er wurde im Jahre 1833 gewählt und schuf im Jahre 1843 eine neue politische Organisation) und während einer ziemlich unruhigen und stürmischen Periode von dreizehn Jahren seine Popularität zu bewahren verstand.

Da die Mexikaner trotz ihrer Reizbarkeit und Prahlerei nie gute Soldaten gewesen sind, so waren die militärischen Fähigkeiten Santa Annas um so hervortretender, so daß sie es jedenfalls gewesen sind, die zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben. Große Charakterentschiedenheit, Muth, Energie, verbunden mit

unerschöpflicher Ausdauer und einem ziemlich hohen Grade von Gewissenlosigkeit, die keine Hindernisse gelten ließ, scheinen die Hauptzüge seines Charakters gewesen zu sein. Er nahm in den schwierigen Lagen und Bedrängnissen, in welchen er sich während seiner Herrschaft fortwährend befand, keinen Anstand sich der schlechtesten Verrätherei und Arglist sowie der ärgsten Einschüchterung und Grausamkeit zu bedienen, um seine Zwecke zu erreichen und seine Macht zu behaupten. Man konnte sich weder auf seine Versicherungen verlassen, noch seinen Verträgen Glauben schenken; alle Beweisgründe waren unzureichend, ihn von seinen Ansichten abzubringen und seine besiegten Feinde durften von ihm weder Erbarmen noch Gnade erwarten. Aber die lange Dauer seiner Macht und Popularität beweist, daß er ganz der Mann war, wie ihn sein Land und seine Zeit erforderten und es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Staatsoberhaupt von milderem Charakter im Stande gewesen sein würde, den Ungestüm der Parteien und der Empörungen mit gleichem Erfolge niederzuhalten.

Santa Anna's Fähigkeiten als Feldherr wurden vielfach erprobt und der Erfolg erfüllte seine Parteigänger und die große Masse des Volkes mit dem unbeschränktesten Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit. Fast unmittelbar nach seiner Wahl im Jahre 1833 wurde von unzufriedenen Mitgliedern der Kirche und des Heeres in Guanajuato ein Aufstand verursacht, der aber nach einigen Scharmützeln und nach unnachsichtiger Bestrafung der Rädelsführer schnell wieder unterdrückt wurde. Eben so erfolglos war der

von Mexia geleitete Aufstand, der einige Jahre später ausbrach und in welchem der Anführer, obgleich er ein ansehnliches Heer befehligte, mit bedeutendem Verluste geschlagen, gefangen genommen und auf Santa Anna's Befehl sogleich erschossen wurde.

Als unter Bustamente's Präsidentschaft der Bürgerkrieg wüthete und selbst die Hauptstadt bombardirt wurde, übernahm Santa Anna den Oberbefehl; die Insurgenten setzten ihr ganzes Vertrauen auf ihn, seiner Fahne folgte der Sieg und der Krieg endigte mit seiner Wiedererhebung auf den Präsidentenstuhl. In dem Kriege mit den Vereinigten Staaten im Jahre **1846** war es weit mehr der Mangelhaftigkeit des mexikanischen Heeres, besonders der Reiterei — im Vergleich mit den Pferden und Mannschaften der Vereinigten Staaten — als irgend einem Mangel an Feldherrntalent zuzuschreiben, daß der Kampf zu Gunsten der Amerikaner endigte.

Die energischen Maßregeln, zu welchen Santa Anna griff, um die Räubereien unzähliger Banden von Ladrones und Schmugglern zu unterdrücken, zeugten für seine Thatkraft und Entschlossenheit. Dieses nichtswürdige Gesindel hatte vor Santa Anna's Präsidentschaft mit der größten Verwegenheit und völlig ungestraft sein Wesen getrieben, so daß aller Verkehr auf Landstraßen ohne bedeutende Bedeckung fast unmöglich geworden war. Santa Anna ließ jedoch die gegen diese Räuber bestehenden Gesetze in volle Kraft treten und fügte neue hinzu. Die Diebesbanden wurden aus einem Bezirke nach dem anderen getrieben und zum Theil eingefangen und nach mexikanischer

Art erdrosselt, bis sie auf einige Zeit entweder gesprengt oder gänzlich eingeschüchtert waren.

Als Beispiel von Santa Anna's Falschheit und Verstellung mag hier eine Anecdote Platz finden, die mir von einem Verwandten des Kaufmanns mitgetheilt wurde, dessen dabei erwähnt wird.

In einem der letzten Jahre der Herrschaft des Präsidenten Santa Anna bemühte sich ein englischer Kaufmann und Reisender, der im Begriff war Mexiko mit einem Vorrathe von werthvollen Gegenständen zu verlassen und von dem unsicheren Zustande des Landes gehört hatte, um eine Privataudienz bei dem Präsidenten, dessen Rath und Schutz er beanspruchen wollte. Die Audienz wurde gewährt und der Kaufmann hatte, wie er glaubte, das besondere Glück, seine Lage und seine Wünsche dem Präsidenten ganz im Vertrauen mittheilen zu können, da außer Santa Anna selber nur dessen Secretair anwesend war. Der Präsident empfing ihn sehr gnädig und warnte ihn ausdrücklich, seine beabsichtigte Reise bekannt zu machen oder irgend jemand das Geheimniß seines Reichthums anzuvertrauen; außerdem gab er ihm den Rath, seine Schätze in geheimen Kasten zu verwahren und erbot sich sehr zuvorkommend ihm, als einem englischen Kaufmann, den er hochachte, einen Geleit von seinen eigenen zuverlässigen Soldaten mitzugeben.

Das Geleit wurde gestellt und der Kaufmann trat seine Reise an. Er hatte jedoch noch keine große Strecke zurückgelegt, als seine Beschützer vor einer Bande schwerbewaffneter Männer mit geschwärzten Gesichtern die Flucht ergriffen und ihn und seine Habe den Händen

der Räuber überließen, die über seine Kostbarkeiten herfielen, die geheimen Kasten und Fächer augenblicklich entdeckten, ihn seiner sämmtlichen Schätze beraubten und sich schnell aus dem Staube machten. Der geplünderte Kaufmann beschwerte sich über die ihm widerfahrene Behandlung bei dem Präsidenten, der es seinerseits nicht an Versicherungen der Entrüstung und der Theilnahme fehlen ließ, obgleich der Beraubte sehr bald hinreichenden Grund zu der Vermuthung fand, daß die ganze Sache von dem Präsidenten Santa Anna selber heimlich angelegt worden sei, daß die Räuber wahrscheinlich auf seinen geheimen Befehl gehandelt hätten und daß der Ertrag dieses Raubzuges zur Bereicherung seines Schatzes verwendet worden sei.

Santa Anna lebt seit dem Kriege mit den Vereinigten Staaten in der Verbannung und das mexikanische Volk ist seiner Herrschaft und seines gewissenlosen Charakters endlich müde geworden, aber es gab dennoch bis in die neueste Zeit in der Hauptstadt eine politische Partei, die ihm treuergeben auf seine Wiedererhebung hoffte.

Nachstehende Anecdoten fallen in die Zeit, wo der Präsident trotz der Aufstände, die er bekämpfen mußte und trotz der finanziellen Bedrängnisse, mit welchen er zu ringen hatte, einen Theil seiner Zeit den Künsten des Friedens widmete und unter anderen auch besonders der Akademie der schönen Künste seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte.

Ein ungewöhnlich großer und schöner Indianer aus einer entfernten Provinz hatte seinen Weg nach der Hauptstadt genommen und war, nachdem er sich

in großer Armuth in den Straßen herumgetrieben hatte, zum Heere getreten, wo er sich durch seine Aeußerlichkeit und sein gutes Betragen auszeichnete und endlich der auserwählten Leibgarde des Generals einverleibt wurde. Dieser Indianer war in Begleitung eines liederlichen Bruders von seiner Heimat aus nach der Hauptstadt gekommen und sie hatten bei ihrer Ankunft beschlossen, ihr Glück oder Mißgeschick mit einander zu theilen. In der neuen Sphäre, in welcher sie sich bewegten, zeigte sich jedoch schnell die verschiedene Sinnesart der Brüder; der ältere bemühte sich, wenn auch eine Zeit lang erfolglos, seine Lage zu verbessern, während der andere sich fast unmittelbar dem schlechtesten und ausschweifendsten Theile der unteren Volksschichten anschloß. Diese verschiedene Richtung trennte die Brüder. Sie hatten eine Zeit lang einander aus dem Auge verloren, bis der jüngere endlich von dem glücklichen Emporkommen des anderen Kunde erhielt. Er zögerte nicht, seinen Bruder im tiefsten Elend um Beistand anzugehen, der ihm auch gewährt wurde. Von nun an kam er von Zeit zu Zeit immer wieder und legte dadurch dem anderen, ohne sich selber in seinem Lebenswandel zu bessern, eine unaufhörliche Steuer auf.

Bruder Liederlich besuchte den Soldaten des Morgens, ehe diesen die Pflicht zum Dienste rief, des Abends, nachdem er sein Tagewerk vollbracht hatte, und selbst in der Fonda, wo er sein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Diese Aufmerksamkeit zeigte sich besonders an Zahl- und Feiertagen und bei Gala, wo zuweilen kleine Geldstücke klimperten und von der

Tafel seines Bruders, um bildlich zu reden, mehr Brosamen als gewöhnlich abfielen. Er verfolgte ihn sogar bei ganz unpassenden Gelegenheiten und an Orte, wo ein indianischer Vagabund nicht den geringsten Anspruch auf Zutritt hatte. So sah er den Soldaten eines Tages mit mehren anderen in ein großes öffentliches Gebäude treten und folgte ihm. Das Gebäude war die Akademie der schönen Künste und die Soldaten bildeten das Gefolge des General Santa Anna. Der Indianer hatte nicht die geringste Kenntniß von dem Zwecke und der Bestimmung des Gebäudes; er hatte seinen Bruder unter den Soldaten erkannt, welche dort eingetreten waren, und dieß war genügende Veranlassung für ihn, sich ebenfalls dem Eingange zu nähern. Da ihn hier niemand aufhielt, denn die Beamten der Anstalt waren in einem inneren Gemache vollauf mit dem Empfange des Präsidenten beschäftigt, so trat er dreist in die Thüre.

Ich muß hier einschalten, daß viele Indianer in entlegeneren Theilen von Mexiko noch heutigen Tages eine große Ehrfurcht vor der alten Azteken-Religion und vor den Göttern haben, die sie vor der Ankunft der Spanier zu verehren pflegten. Man findet in solchen Gegenden trotz des herrschenden katholischen Glaubens noch immer eine große Vorliebe für den alten Aberglauben und die priesterlichen Missionarien haben viel zu thun, diese Neigung auszurotten. Der Indianer, der eben in das Akademie-Gebäude getreten war, wurde zufällig in hohem Grade von diesen Einflüssen beherrscht. Kaum war er daher unbemerkt in eines von den der Bildhauerkunst gewidmeten Gemächern getre-

ten, als er bei'm Anblick der an den Wänden aufgestellten Statuen an die zertrümmerten Figuren seiner alten Götter dachte. Er blieb einen Augenblick stumm und wie verzaubert stehen; der Anblick war für seine Phantasie so überraschend, daß ihm der Athem stockte und seine Kniee zitterten. Er wußte nicht, was er denken sollte, als er mitten in der Hauptstadt in einem schönen Saale solche Bilder auf diese Weise aufgestellt sah. Fast war es ihm, als müßte er vor ihnen niederfallen und sie anbeten, als er plötzlich auf den Gedanken kam, daß sie hier jedenfalls als Gegenstände des Spottes und der Verhöhnung aufbewahrt seien; er glaubte plötzlich entdeckt zu haben, daß man sie hier in schnöder Haft halte, um ihrer und seines Volkes zu spotten. Diese eingebildete Beleidigung erweckte seinen indianischen Zorn; seine Augen rollten, seine Lippe zitterte und seine Finger zuckten. Der Anblick einer zu seiner Linken befindlichen Figur mit einem Stierkopfe auf den Schultern und einem Zettel auf der Brust und einer anderen, die halb Pferd halb Mensch war und ebenfalls ein Papier mit einer Aufschrift auf der Brust trug, reizte ihn zu solcher Wuth, daß er einen in dem Gemache stehenden Schemmel ergriff und wie wahnsinnig rechts und links um sich zu schlagen begann, um der Entweihung ein Ende zu machen. Schon waren die Statuen des Centauren und des Stieres in Stücke zerschlagen und auch die übrigen Figuren schon verletzt, als durch den Lärm herbeigerufen eine Anzahl Soldaten in das Zimmer stürzte, hinter welcher unmittelbar ein dunkelfarbiger Mann mit einem hölzernen Beine erschien,

der sich durch seine stolzaufgerichtete Gestalt und seine leidenschaftlichen unruhigen Augen auszeichnete.

Es war General Santa Anna selber, und ehe seine Begleiter Zeit hatten, sich von ihrem Schrecken zu erholen, hatte er den wahnsinnigen Indianer bereits wüthend zu Boden geworfen, wo er ihn mit seinen eigenen Händen vesthielt, bis seine Soldaten ihn gebunden hatten. Nachdem dieß geschehen war, befahl er mit lauter Stimme, den Gefangenen ohne Zögern nach dem Accordata abzuführen.

Ich konnte nie erfahren, was später aus dem Indianer geworden ist. Einige Leute waren der Meinung, er sei auf Santa Anna's Befehl sogleich erschossen worden, während andere behaupteten, man habe ihn nach einem entfernten Bergwerke abgeführt. Soviel aber ist gewiß, daß man in der Stadt Mexiko nie wieder von ihm gehört hat.

Einige Monate später sollte eine große Besichtigung der Akademie von Seiten des Präsidenten und seines Stabes stattfinden. Man wollte zu diesem Zwecke alles in die schönste Ordnung bringen; die Gemälde und Statuen sollten gereinigt, die Säle ausgeschmückt und die neuesten Arbeiten der wenigen Schüler und ihrer Lehrer ausgestellt werden.

Man gab sich daher große Mühe, die Anstalt für diese Gelegenheit auf's schönste herauszuputzen. Jedes Zimmer wurde vollständig umgewandelt, und Statuen, die vorher Gegenstand der größten Ehrfurcht gewesen waren, wurden vorläufig in irgend einen dunklen Winkel zusammengerückt. Farbe, Wasser und der Saft der Ammolé oder mexikanischen Seifenpflanze waren

an der Tagesordnung, und als die für die zugedachte Ehre vestgesetzte Zeit heranrückte, prangte die Anstalt in so ausgezeichneter Ordnung, daß die Directoren höchlich entzückt waren und im Geiste schon das Morgenroth eines helleren Tages für ihre theueren Künste und ihre geliebte Anstalt voraussahen.

Aber niemand war bei dieser Gelegenheit aufrichtiger erfreut, als der arme kleine Nicolo de Neñares, einer der geringeren Gehilfen und Aufseher der Anstalt. Er hatte unermüdlich von früh bis spät gearbeitet, um die nöthigen Verbesserungen und Verschönerungen ausführen zu helfen und war in seinen Bemühungen so eifrig, daß er bis zum letzten Tage noch immer etwas zu thun fand.

Als der wichtige Morgen gekommen war, befand sich der kleine Nicolo zu ungewöhnlich früher Stunde in dem Zimmer der Akademie, das unter seiner besonderen Aufsicht stand, und war noch immer mit Abstäuben und Anordnen beschäftigt. Er hatte eben einer der Statuen eine Stellung gegeben, wo sie sich, wie er glaubte, in dem richtigen Lichte befand, und war im Begriff, über den Erfolg seiner Bemühungen entzückt, einige Schritte zurückzutreten, als der Aermel seiner Jaceti unglücklicher Weise an dem ausgestreckten Arme einer weiblichen Gipsfigur hangen blieb. Sie fiel augenblicklich mit dem Gesichte zu Boden, die griechische Nase brach ab und kollerte davon.

Dieß war für den armen Nicolo ein schreckliches Ereigniß. Die Figur gehörte zu den bedeutenderen und war den Besuchern der Anstalt bekannt, an eine Beseitigung oder Verbergung derselben war daher

nicht zu denken, und der arme kleine Mann wußte in seiner Angst nicht, was er thun sollte. Es war ein warmer Morgen und während Nicolo in qualvoller Bangigkeit überlegte, was hier vorzunehmen sei, standen große Schweißtropfen auf seiner Stirne. Plötzlich kam er auf einen glücklichen Gedanken und ging mit dem freudigen Ausrufe eines erleichterten Herzens sogleich an die Ausführung. Er warf in seiner Hitze und seinem Eifer seine Jacke und seine Schärpe ab und legte sie eilig in eine Nische am anderen Ende des Zimmers. Hierauf öffnete er ein Schiebefach, in welchem sich ein Packet feinen Gipses befand, mischte einen kleinen Theil des Pulvers mit Wasser und anderen Zuthaten und ging ohne weitere Umstände an's Werk, die abgebrochene Nase wieder anzukleben.

Es verging jedoch lange Zeit, ehe er den eigensinnigen Gesichtstheil zu seiner Zufriedenheit anfügen konnte; der Gips war anfänglich zu trocken und wurde zu schnell vest, und dann hatte er ihn wieder zu flüssig gemacht, so daß er nicht hielt. Endlich, nachdem er die Nase gehörig bevestigt hatte, bemerkte er, daß sie etwas schief saß, und sie mußte daher abermals abgenommen werden. Die Zeit verging schnell, während der kleine Beamte mit seiner mühsamen Arbeit beschäftigt war, aber seine Bemühungen nahmen seine Aufmerksamkeit so vollkommen in Anspruch, daß er es nicht bemerkte. Er stand, nur mit Hemd und Beinkleidern bekleidet, noch immer vor der Gipsfigur und wischte und schabte an der Nase herum und so verging eine Viertelstunde nach der anderen. Endlich

schien die Reparatur befriedigend gelungen zu sein und er wischte eben mit einem Tuche die letzten Spuren des Gipspulvers hinweg, als er plötzlich durch mehre Stimmen erschreckt wurde, die sich unmittelbar hinter ihm in demselben Gemache vernehmen ließen.

Zu seinem Erstaunen und Entsetzen sah er jetzt, daß er vor dem Präsidenten und einem auserwählten Gefolge von Garden und Beamten stand, die sämmtlich mit ihren prächtigsten Galauniformen geschmückt waren. Aller Augen waren auf ihn gerichtet und indem Santa Anna seinem Begleiter zur Rechten eine leise Bemerkung zuflüsterte, bemerkte der arme Nicolo eine finstere drohende Wolke auf der Stirne des Generals. Er warf erst einen Blick auf die glänzende Uniform des Präsidenten und seines Stabes und auf die saubere kostbare Kleidung der übrigen Beamten und dann auf seine eigenen völlig unverhüllten Beinkleider und auf sein Hemd und hätte vor Scham fast in die Erde sinken mögen; denn er fühlte fürwahr, daß er eben kein festliches Gewand trug.

Der unglückliche Nicolo de Neñares machte mit einem komischen Ausdrucke von Erstaunen und Verlegenheit eine stumme Verbeugung, denn der Schreck hatte ihm die Sprache genommen, und trat so schnell als möglich auf die Seite. Er fühlte, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren und dieses Bewußtsein war so überwältigend, daß es ihn unfähig machte zu denken; völlig hilflos und halb ohnmächtig blieb er daher in seinem dürftigen Anzuge, bis ihm ein barmherziger Aufwärter am anderen Ende des Zimmers

seine Jaceti und Schärpe zuwarf, worauf er sich mit großer Hast ankleidete und schnell hinweg ging.

So unglücklich dieser Vorfall im ersten Augenblicke für den armen Beamten auch zu sein schien, so verhalf er diesem doch zu einer Erhöhung, von welcher er nie geträumt hatte. Nicolo hatte Santa Anna's Aufmerksamkeit auf sich gezogen und nachdem der erste eigenthümliche Eindruck des Auftrittes verschwunden war, fühlte sich der General bewogen, die Sache von der komischen Seite zu betrachten. Er erkundigte sich nach dem Charakter und den Fähigkeiten des Señor Nicolo de Neñares und nachdem er vernommen hatte, daß der kleine Beamte ein thätiger, geschickter und verständiger Mann sei, ernannte er ihn zu seinem Privatsecretair.

XXI.

Ereignisse während des Krieges.

Der mexikanische Krieg. Vorliebe für politische Veränderungen. Behandlung der Gefangenen von Seiten der Mexikaner. Großmuth der Amerikaner. Der Cumanche und der Priester. Eine Verschwörung. Die vereitelte Rache.

Es ist nicht zu läugnen, daß die ersten Feindseligkeiten zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von vielfachen empörenden Grausamkeiten und nicht veranlaßten Greuelthaten begleitet waren, die größtentheils von den Soldaten und den bewaffneten Cumanches des ersteren Landes verübt wurden.

Wir wollen es nicht versuchen, die eigentlichen und vorzüglichsten Ursachen des Kampfes zu erörtern, so viel aber ist gewiß, daß die Mexikaner ihren dünnhäutigen Nachbarn hinreichenden Grund zur Beschwerde gegeben hatten. Man hatte sie hochmüthig und höhnend zurückgewiesen, wenn billige Vergleiche und die Erledigung anerkannter Gebührnisse gefordert worden waren. Die Halbspanier hatten bei verschiedenen Gelegenheiten, wo jedes andere Benehmen passender ge-

wesen wäre, einen sehr beleidigenden Schein von Wichtigkeit und Ueberlegenheit an den Tag gelegt. Es zeigte sich unverhüllt jene rastlose Eifersucht ihres Charakters, die in ihrem eigenen Lande schon so viele Empörungen zur Folge gehabt hat und es bedurfte eben nur einer solchen Frage, wie der Einverleibung von Texas, um die glimmende Asche der Feindschaft zur hellen Flamme anzufachen und das Land einem Kriege und seinen Folgen preiszugeben, obgleich die Texaner der neuen Einrichtung sehr zugethan waren.

Es wird in einem anderen Abschnitte von der Vorliebe der Mexikaner für politische Veränderungen, für Kriegs- und Unabhängigkeitserklärungen die Rede sein; hier genüge die Bemerkung, daß sie sich bei dieser Gelegenheit, eines leichten Sieges gewiß und auf die Stärke ihrer Streitmacht bauend — obgleich die Stärke ihres Heeres jederzeit übertrieben wird — mit ihrer gewöhnlichen Uebereilung in folgenreiche Feindseligkeiten stürzten.

Sie nahmen außerdem, wie die Folge lehrte, keinen Anstand, ihren Kampf gegen ihre Feinde durch die abscheulichste Grausamkeit, durch eine Barbarei zu unterstützen, wie man sie nur von den rohesten Völkern hätte erwarten können.

Eine aus Texanern und einigen Amerikanern bestehende Anzahl von Gefangenen wurde ohne Verhör und ohne Gnade erschossen. Nicht besser erging es einer Anzahl Amerikaner, zum Theil aus Frauen, Marketendern und Soldatenweibern bestehend; sie wurden von den Mexikanern überfallen und ohne Ausnahme auf's grausamste niedergemetzelt, worauf ihre

im Blute schwimmenden Leichen bald nachher von ihren Freunden aufgefunden wurden.

Mehre Mexikaner und Texaner wurden gehängt und in Stücke zerhauen, nur weil sie dem feindlichen Heere gezwungener Weise als Führer gedient hatten, und ihre verstümmelten Ueberreste blieben zur Warnung für andere lange Zeit ausgestellt.

Die Mexikaner erpreßten durch die rohesten Drohungen und allerlei unerlaubte Mittel Geld und Eigenthum von Personen, die sich unglücklicher Weise in ihrer Gewalt befanden und wenn ihnen dieß nicht gelang, vergriffen sie sich an deren Familien oder opferten einen Theil derselben ihrer niedrigen Rache. Wenn es versucht wurde, Vergleiche einzuleiten oder Gefangene auszutauschen, legten sie in den meisten Fällen die abscheulichste Gesinnung und Doppelzüngigkeit an den Tag. Sie entkleideten und plünderten die auf dem Kampfplatze gebliebenen Amerikaner und verstümmelten mit viehischer Rohheit ihre Leichen.

Es ist jedoch tröstlich, zu wissen, daß diese Barbareien im Laufe der Zeit sich verminderten, bis sie endlich ganz aufhörten und die Feindseligkeiten mit etwas größerer Berücksichtigung der Gebote der Menschlichkeit fortgesetzt wurden. Als die Amerikaner sich der Hauptstadt näherten, sahen die verständigeren Bewohner in der Ankunft des siegreichen Feindes mehr eine Verkündigung der Ruhe und des Friedens, als irgend etwas anderes, obgleich Priester und andere rastlos bemüht waren, eine entgegengesetzte Gesinnung zu nähren.

Vorfälle von der erwähnten Art führten natür-

licher Weise zu Repressalien auf Seiten der Amerikaner. Es wurde eine Anzahl nichtswürdiger Cumanches und Rancheros, die sich bei diesen Abscheulichkeiten am meisten hervorgethan hatten, aufgeknüpft, während andere, die man auf der That ertappte, sogleich erschossen wurden. Man versäumte nicht, den mexikanischen Offizieren ernstliche Vorstellungen zu machen, und griff zu entschiedenen und kräftigen Maßregeln, bis endlich der Trieb zu solchen Greuelthaten mit Gewalt unterdrückt war.

Die Großmuth, die bald nachher der amerikanische General ausübte, war ein rühmliches Gegenstück zu diesen Abscheulichkeiten. Bei Santa Anna's Rückzuge von Buena Vista war eine große Anzahl verwundeter Mexikaner von aller Hilfe und allen Lebensmitteln entblößt in dem Hospitale zurückgeblieben. Hunderte von Verwundeten blieben bei diesem verhängnißvollen Rückzuge hilflos am Wege liegen, wo sie, noch ehe der Tod sie erlöst hatte, von hungrigen Wölfen überfallen wurden, und unzählige, die dem Kampfe unverwundet entronnen waren, erlagen auf dem Marsche den Qualen des Durstes und des Hungers. Als General Taylor hiervon benachrichtigt wurde, schickte er zur Unterstützung der leidenden Feinde außer dem ärztlichen Beistande, den er entbehren konnte, sogleich dreißig bis vierzig mit Lebensmitteln beladene Maulthiere ab. Dieß ist nur eines von den vielen Beispielen, die zu Gunsten der Amerikaner aufgezählt werden könnten.

Ein nichtswürdiger Cumanche, Namens Bacho, hatte sich bei mehren Gelegenheiten ganz besonders

hervorgethan. Er plünderte und mißhandelte mit einer Bande rohen Gesindels die auf den Schlachtfeldern liegenden Todten und Verwundeten, theilte die schändliche Beute mit seinen Gefährten, nachdem er den besseren und größeren Theil für sich behalten hatte, und vergeudete den übelerworbenen Gewinn in der maßlosesten Schwelgerei. Viele der jetzigen mexikanischen Priester stammen, wie ich bereits erwähnt habe, aus den niedrigsten Schichten des Volkes, unter welchen sie daher häufig Freunde und Verwandte haben, denn Geistliche von spanischer Abkunft gibt es nicht mehr. So war auch dieser Bacho zufällig der Bruder eines Priesters, und obgleich der Beruf der beiden Männer ein sehr verschiedener war — denn während der Priester für das Heil der Kirche zu sorgen hatte, zu welcher auch das seinige gehörte, trieb der Cumanche mit einer Bande von Leuten, die eben so nichtswürdig waren als er selber, das abscheulichste Gewerbe — so gab es dennoch zwischen den beiden Brüdern eine große Aehnlichkeit. Sie hatten beide denselben geizigen und habgierigen Charakter, dieselbe gemeine Arglist, dieselben rachgierigen Leidenschaften, und jeder von ihnen hätte wahrscheinlich ganz in derselben Weise gehandelt, hätte er sich in der Lage des anderen befunden.

Bacho war ein abstoßender widerwärtiger Mensch; er war von kleiner Gestalt wie die meisten Mexikaner und hatte in seinem Wesen und seinem Gange etwas Schleichendes und Lauerndes, wie ein wildes Thier, das auf Raub ausgeht. Sein Auge war scharf aber niedergeschlagen; sein Gesicht breit, aber eingefallen,

und seine theils hervorstehenden, theils zurücktretenden Züge waren dem Gesichte eines Hundes nicht unähnlich; sein Körper war hager und eckig mit scharf hervortretenden Knochen und seine Haut so dunkel und zusammengeschrumpft, daß seine Aehnlichkeit mit einem Thiere der geringeren Gattung noch mehr vervollständigt wurde. Während eines Gefechtes hielt sich dieser Mensch so weit als möglich entfernt, dann aber erschien er mit den Wölfen und Geiern auf dem Schlachtfelde, um die Gefallenen zu plündern, gleichviel ob es Feinde oder Freunde waren.

Es wurden von den Amerikanern mehrfache Versuche gemacht, diesen allgemein bekannten Bösewicht einzufangen, der mit seiner Bande nicht wenig dazu beitrug, in dem feindlichen Lager die rachsüchtigsten Gefühle gegen die Mexikaner zu erwecken. Endlich bemühten sich die Soldaten beider Parteien diese Räuber als gemeinsame Feinde einzufangen, nachdem alle seitherigen Versuche dieser Art erfolglos gewesen waren.

In einer finsteren Nacht — kurze Zeit nachdem das Heer des General Scott von Vera Cruz Besitz genommen hatte, wurde der obenerwähnte Priester durch eine Berufspflicht nach einem westlichen Außentheile der Stadt geführt. Er war von seinen Dienern begleitet in seinem Wagen nach dem Orte seiner Bestimmung gefahren und kehrte zu später Stunde auf demselben Wege zurück, als er durch den Anblick eines Feuers und mehrer Fackeln erschreckt wurde, die ihm in einiger Entfernung entgegen leuchteten. Einige von seinen Dienern mußten vorsichtig vorausgehen und erforschen, was das Feuer und der Lärm zu be-

deuten hatten, während er selber mit eifrigen Blicken in die Dunkelheit hinausspähte, um zu entdecken, ob ihm selber irgend eine Gefahr bedrohte.

„Señora di Dios! Amor de la Virgen! Was gibt es?“ fragte er die zurückkehrenden Diener.

„Es sind nur einige Mestizen und Indianer, ehrwürdiger Vater“, antworteten sie, „die sich der Belohnung freuen, welche sie für die Ergreifung einiger räuberischer Cumanches erhalten haben“.

Der Priester befahl, über diese Störung höchlich entrüstet, weiter zu fahren und gelangte bald unter die Bäume, in deren Nähe der Haufe versammelt war. In diesem Augenblicke erlag jedoch das Gemüth des ehrwürdigen Vaters einer unerklärlichen Umwandelung und von einem unwiderstehlichen Gefühle der Neugier ergriffen, ließ er den Wagen auf's neue halten, um das Schauspiel mit eigenen Augen zu beobachten. Er stieg aus, näherte sich den Bäumen, wo das Feuer und die Fackeln brannten und trat, das Gesicht dicht in seine Kaputze gehüllt, damit ihn niemand erkennen konnte, mitten unter den Haufen.

Aber wie groß war sein Entsetzen, als er fast unmittelbar vor sich sechs menschliche Körper in einer Reihe an sechs verschiedenen Bäumen hangen sah. Das Licht der Fackeln beleuchtete die Leichen mit veränderlichem Glanze und vermehrte die geisterhafte Erscheinung der vom Winde langsam bewegten Gestalten. Der Priester bedeckte seine Augen mit den Händen und wendete sich entrüstet hinweg, aber ein Wort, das einem der Umstehenden entschlüpfte, erfüllte seine Seele mit noch größerem Entsetzen.

„Bacho ist endlich gefangen!“ rief eine Stimme im Haufen.

„O der Schurke Bacho!“ rief ein anderer.

„Seht, wie er baumelt!“ bemerkte launig ein dritter.

Der Priester stürzte in heftiger Aufregung nach dem angedeuteten Baume und betrachtete aufmerksam die Züge des Todten, der daran hing. Das Gesicht war entstellt, aber als das helle Fackellicht darauf fiel, erkannte er deutlich das Angesicht seines Bruders. Mit einem leisen Geheul, das weniger ein Ausdruck des Schmerzes als vielmehr der Wuth war, eilte der Priester in seinen Wagen und befahl seinen Dienern mit lauten Verwünschungen, ihn schnell nach Hause zu fahren.

Er hatte sich nie viel um seinen Bruder bekümmert, sondern ihn im Gegentheil gehaßt, verachtet und verläugnet. Aber zu wissen, daß einer seiner nächsten Verwandten auf Befehl der Amerikaner auf solche Weise hingerichtet worden sei — dieß war zu viel für ihn. Der Gedanke erfüllte seine Seele mit der leidenschaftlichsten Wuth, so daß ihm in der That der Schaum vor dem röchelnden Munde stand und als es ihm endlich gelang, seine Aufregung so weit zu beherrschen, daß es ihm möglich wurde, zu denken und zu überlegen, war sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Ausübung einer furchtbaren Rache gerichtet. Er suchte zunächst zu erforschen, unter wessen Befehl die Aufknüpfung der Gefangenen stattgefunden hatte, und erfuhr, daß ein gewisser Kapitain Barton bei der Ergreifung der Verbrecher ganz besonders thätig ge-

wesen, und daß unter dessen Leitung der Befehl zur Bestrafung der Gefangenen vollzogen worden sei.

Hierauf suchte der Priester zunächst auszukundschaften, ob Käpitain Barton zur Zeit in Vera Cruz sei und hatte bald erfahren, daß der Kapitän mit einigen anderen Offizieren in einem im nordwestlichen Theile der Stadt gelegenen alleinstehenden Hause wohnte, das einem Krämer, Namens Xelin, gehörte. Des Priesters nächstes Geschäft bestand darin, die nähere Bekanntschaft des Krämers zu suchen, um zu erforschen, ob von ihm eine Betheiligung an dem Racheplane zu erwarten sei. Xelin war als Mexikaner ein sehr sanfter furchtsamer Mann und scheinbar von allen Menschen in der Welt am allerwenigsten geeignet, zu einem blutigen oder gefährlichen Unternehmen die Hand zu bieten; aber der Priester beschloß, ihn mit allen Mitteln zur Einwilligung zu bewegen. Er bot seine ganze priesterliche Macht und Ueberredungskunst auf und benutzte alle Drohungen, deren sich eine gewissenlose Priesterschaft zu bedienen pflegt, so daß der kleine Krämer endlich sich genöthigt sah, auf die Plane des ehrwürdigen Paters mit all' dem Muthe, der ihm zu Gebote stand — und dieß war sehr wenig — einzugehen, um seine arme Seele vor allzu langen Qualen im Fegefeuer zu schützen. Ave Maria! Und nun begann der Priester mit Hilfe seines unterthänigen Sklaven mit reger Thätigkeit die Ausführung seines mörderischen Racheplanes vorzubereiten.

Der Geistliche kaufte zunächst die werthvollsten Gegenstände des nicht eben sehr bedeutenden Vorraths

des Krämers und ließ sie hinwegschaffen. Ferner wurden heimlich mehre unbedeutende Geräthschaften aus einem kleinen Zimmer entfernt, daß unter dem im zweiten Stockwerke befindlichen Hauptgemach des Hauses lag und in welchem die Verschworenen, von allen übrigen Räumlichkeiten des Hauses abgesondert, ungestört ihre Vorbereitungen treffen konnten. Der Krämer kaufte hierauf angeblich zum Färben von Stoffen eine Quantität Schwefel und der Priester schaffte einen ansehnlichen Vorrath von feiner Holzkohle und Salpeter, sowie etwas Schießpulver herbei — von letzterem allerdings nur eine Wenigkeit, da er sich leicht hätte verdächtig machen können, hätte er eine größere Quantität davon einkaufen wollen. Mit vor Freude zitternden Händen mischte er sämmtliche entzündbaren Bestandtheile unter einander und vergaß keine Zuthat, welche die vernichtende Eigenschaft des Ganzen sichern konnte. Nachdem das Gemisch hierauf getrocknet war, legten sie es in einem einzigen furchtbaren Haufen auf einen Tisch unter dem Fußboden des oberen Gemaches und bestreuten auch den Boden damit. Hierauf wurde von dem Priester mit teuflischer Befriedigung, von dem Krämer mit Furcht und Zittern das Fenster verrammelt und die Thüre sorgfältig verschlossen, so daß die Verschworenen endlich nur noch den Abend zu erwarten brauchten, der sie für ihre Bemühungen belohnen sollte.

Die Zeit war jetzt gekommen; es war dunkel und trübe geworden und die Stunde, wo sich Kapitain Barton und die Offiziere seiner Kompagnie für den Abend zu versammeln pflegten, war herangerückt.

Die Verschworenen hatten alle Vorbereitungen getroffen; die Thüre, hinter welcher sich die Pulverspur befand, war etwas geöffnet; der Priester und sein Verbündeter standen in einiger Entfernung ihr gegenüber, und der letztere hielt etwas unter seinem Gewande verborgen. Sie warteten mit athemloser Ungewißheit, denn bis jetzt herrschte in dem Zimmer des Offiziers noch völlige Dunkelheit; es verging eine halbe Stunde und noch immer war alles finster — noch eine Viertelstunde und noch immer kein Licht. Der ehrwürdige Vater zürnte gegen den Krämer, weil dieser in seiner Angst und Herzensbeklemmung zu kurz und stöhnend athmete, so daß der Priester nichts hören konnte. Endlich zeigte sich Licht — man hörte fröhlichen Gesang und lautes Gelächter. Sie hatten sich offenbar versammelt.

„Legt eine dicke Pulverspur von der Thüre aus über den Hof", sprach der Priester. „Doch halt, ich will es selber thun".

Das seither verborgen gehaltene Licht wurde vorsichtig hervor gebracht; der Priester bückte sich und hielt es an das Pulver. Schnell und zischend schlängelte sich das Feuer nach der Thüre und in das Gemach; es folgte ein lautes Zischen, eine blendende Flamme und ein donnerähnliches Getöse und im nächsten Augenblicke war das Haus und alles was darin war, ein schwarzer rauchender Trümmerhaufen.

Ohnmächtige Abscheulichkeit! Nichtige Rache! Die beiden Verschworenen waren viel zu sehr mit der Ausführung ihres teuflischen Planes beschäftigt gewesen; sie hatten daher nicht bemerkt, daß einige Minuten

vor der Anzündung des Pulverganges das in dem Zimmer befindliche Licht wieder erloschen und die laut gewordene Stimme wieder verstummt war. Der Kapitain und seine Kameraden befanden sich an diesem Abend bei dem General und ersterer hatte nur seinen Diener — einen Menschen, der die Gewohnheit hatte, zu singen und laut für sich zu lachen — nach Hause gesendet, um seine Musterrolle holen zu lassen, die er zufällig vergessen hatte.

Der würdige Pater und der weise Xelin hatten demnach ihre Wuth an leeren Mauern und leeren Gemächern ausgelassen und mußten sich, um den aufgestörten Nachbarn und Soldaten zu entrinnen, so schnell als möglich aus dem Staube machen.

(Ende des ersten Bandes.)

Jenseits des Oceans Beiträge zur Kunde amerikanischen Lebens

Bd.: 4.

Dresden 1853